

R

Phil. pt.
1247 m.

Fiche

Volkmar

R

PHILOSOPHIE
D E R E H E

VON

FRIEDR. NATHAN. VOLKMAR.

H A L L E,

BEY HEMMERDE UND SCHWETSCHKE,
1794.

PHILOSOPHIE

D E R

VON

FRIEDR. NATHAN VOLKMAN.

—————

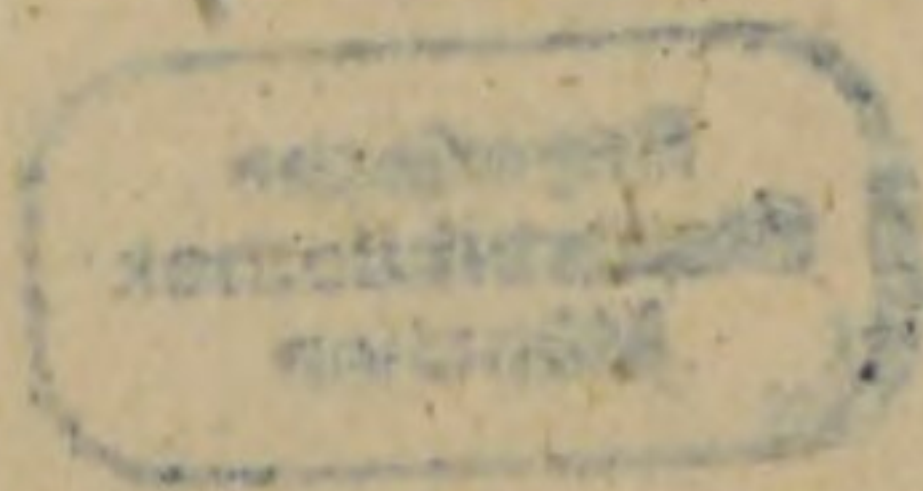
—————

H A L L E

BEY HENNINGSEN UND SCHWITZKE

1834

SEINER
KÖNIGLICHEN HOHEIT
DEM
KRONPRINZEN
FRIEDRICH WILHELM
VON PREUSSEN.



SEINER
KÖNIGLICHEN HOHEIT
DER
KRONPRINZIN
FRIEDRICH WILHELM
VON PREUSSEN



SEINER
KÖNIGLICHEN HOHEIT
DEM
PRINZEN
FRIEDR. CARL LUDEWIG
VON PREUSSEN.

LEIPZIG

KÖNIGLICHEN HOCHSCHULE

IN

LEIPZIG

FRIEDR. CARL LEIBNIZ

VON HERRN

**DURCHLAUCHTIGSTER
KRONPRINZ,
GNÄDIGSTER KRONPRINZ UND HERR!**

**DURCHLAUCHTIGSTER PRINZ,
GNÄDIGSTER HERR!**

*Es ist eine einladende, reitzvolle Unter-
haltung für einen biedern Preussischen Un-
terthan, bey der Erinnerung an seine gro-
ssen, vaterländischen Fürsten, deren Regie-*

*rung ihnen aber auch mit Ruhm, welcher
der Zeit trotzt, lohnte, zu verweilen; sich,
so weit es der Privat-Mann vermag, seinen
Friedrich den zweyten, und dann in seinem
Monarchen den Nachfolger aller dieser erha-
benen Fürsten, den Vater, den Weisen, den
Held und den wahren König seines Volkes
zu denken. Der Preussische Unterthan mus-
te dann schon längst den guten, den wei-*

sen und den heldenmüthigen Fürsten, den unverkennbaren, würdigen Nachfolger seiner grossen Anherren, hinzu setzen, den er in dem erhabenen Erben der Preussischen Krone erblickte, und er musste hoch aufhorchen, wenn er Thaten der übrigen Prinzen seines Hauses erzählen hörte, welche alten Fürsten den Anspruch auf den Namen eines grossen Fürsten würden gegeben haben.

Wie viel mehr erweitert sich nun diese
vaterländische Aussicht bey der Vermählung
zweyer Prinzen, auf die das Vaterland
stolz ist, mit Prinzessinnen, deren Herab-
lassung, Lebenswürdigkeit, Tugenden und
glänzende Eigenschaften ihrem guten Vol-
ke Fürstinnen zusichern, die unserm Va-
terlande eine neue lachende Zukunft ver-
sprechen.

Natürlich muss unter diesen Umständen der Gedanke an eheliche Verbindung für ein ganzes Volk interessant seyn; und der Gedanke: das Wesen der Ehe, die einem schon glücklichen Volke jetzt wieder noch ein neues Glück hinzu setzt, aus einander zu setzen, um bey dieser Gelegenheit, wenn und so viel es möglich ist, unter seinen guten Mitbürgern, die ihren

grossen König und SEIN, in dem ausgebreitetsten Sinne des Worts, edles Haus lieben, durch diese Auseinandersetzung des Wesens der Ehe auch zu gleicher Zeit häusliches Glück zu verbreiten: dies ist ein Gedanke, der nicht fremdartig ist, und ist eine Wirkung vaterländischen Sinnes und des Wohlwollens gegen seine Mitmenschen. Dieser Gedanke gab die Veranlassung zu

dieser Schrift, die ich E W. E W. KÖ-
NIGLICHEN HOHEITEN in tiefster
Unterthänigkeit zu Füßen zu legen wage;
und deswegen um so eher wage, als mit
diesem Gedanken ein gewisses Gefühl von
innerer Reinigkeit und guter Absicht ver-
bunden ist, welchem immer die schmeichel-
hafte Hoffnung auf die gnädigste Verzei-
hung eines Unternehmens, wenn auch die-

ses selbst eine Dreistigkeit voraus setzen
sollte, eigenthümlich zu seyn pflegt. Ich
ersterbe

**EW. EW. KÖNIGLICHEN
HOHEITEN**

Halle,

den 28. December

1793.

Unterthänigster
Friedr. Nathanael Volkmar,
der Rechte Doctor.

VORREDE.

Es giebt allerdings kein Lehrbuch des so genannten Naturrechts oder der Moral-Philosophie, worin nicht der Begriff der Ehe angegeben wäre, und aus demselben Rechte und Verbindlichkeiten der Ehegatten gefolgert würden; daß aber das Wesen der Ehe, ihr Zweck, ihre Principien, mit der gehörigen Auseinanderse-

tzung behandelt wären; daß man die Verbindlichkeit des Menschen zur Ehe mit den Gegengründen, welche angebohrne Selbstliebe und Egoismus, auch wohl örtliche und persönliche Verhältnisse einzuwenden pflegen, gegen einander gestellt, und die Erheblichkeit der einen oder der andern dadurch fixirt hätte; daß man die gewöhnlichsten Ursachen des Mißvergnügens, — alle anzuführen, ist höchstens nur ein Wunsch, weil das Reich der Menschenlaunen, der Irrthümer und Zufälle noch gar zu viel unbekanntes Territorium hat, — daß man die gewöhnlichsten Ursachen

des Missvergnügens, im Verhältnisse zu ihren Gegengründen, einer parteylosen Prüfung mit der dabey erforderlichen Umständlichkeit und Genauigkeit unterworfen und die Verpflichtungen des Menschen in Bezug auf eheliche Verbindung bis auf den Punct der Auflösung dieser Gesellschaft verfolgt hätte: dieses habe ich in keinem von diesen Systemen gefunden und auch nicht füglich finden können, weil eine so ausführliche Bearbeitung eines einzigen Artikels wider den Plan, Umfang und Zweck eines solchen Systems gewesen seyn würde.

XVIII

Gleichwohl ist die ausführliche Behandlung einer Materie von dieser Wichtigkeit, welche für den sich bildenden Moral- und Rechts-Philosophen, eben so wie für den Privat-Mann, zu dessen häuslichem Glücke eine gute Ehe eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse ist, gleiches Interesse hat; gleichwohl ist, nach meiner für Belehrung nicht unempfänglichen Meinung, die ausführliche Behandlung einer Materie von dieser Wichtigkeit ein Gegenstand, der mit allem Ernste nach dem Kräftenmaße eines Menschen, der sich diesem Unternehmen unterzieht, in ihrem

ganzen Umfange dargestellt zu werden verdient.

Außerdem, daß aus einer zweckmäßigen Analyse des Wesens der Ehe, ihrer innern verbindlichen Eigenschaften und der ihr gewöhnlich entgegen gesetzten Vorwürfe dem antretenden und nachdenkenden Zöglinge der Rechts-Philosophie ein Weg gebahnt wird, zu richtigen Vorstellungen davon zu gelangen: kann die mit Faßlichkeit und anderweitiger Zweckmäßigkeit unternommene Aufstellung des wohl getroffenen Bildes der Ehe manchen leichtsinnigen Ehemann, man-

x x

che leichtsinnige Gattinn, und manches unvorsichtige Mädchen auf sich und die Ehe aufmerksam machen; kann manchen Ehegatten mit seiner Ehe zufriedener machen, indem er durch Nachdenken über die Ehe mit Nachsicht, Schonung und Geduld bekannter wird.

Das eigentliche Eherecht hat schon längst seinen Anspruch auf eine seinen Inhalt erschöpfende Bearbeitung befriedigt erhalten, nachdem eine ehrwürdige Anzahl von Rechtsgelehrten, und erst neuerlich Herr Professor D a b e l o w, fast alles darüber Sagbare gesagt haben; aber die

Rechts-Philosophie über Wesen, Zweck und die übrigen Eigenthümlichkeiten der Ehe ist, so viel mir bekannt ist, noch nicht in ihren gleich gegründeten Ansprüchen befriedigt. Zwar schrieb schon Baco von Verulam ein Buch über die Ehe; zwar ermangelt es nicht an wirklich guten sittlichen Rathschlägen und Grundsätzen, welche verehelichten und unverehelichten Personen von Schriftstellern gegeben wurden; zwar rief ein noch unbekannter, schon lange wegen seiner schriftstellerischen Talente eben so wohl als wegen seines langen Incognito gleich bewunder-

ter Schriftsteller ein classisches Werk über die Ehe in's Leben: aber jeder von diesen Schriftstellern hatte seinen eigenen Plan; ging seinen eigenen Weg, aber immer einen andern, als den, von welchem hier die Rede ist.

Diese Gründe und der Nutzen, der aus diesem Unternehmen wenigstens sehr möglich ist, (wenn er auch nicht erreicht werden sollte, weil ich es unternahm,) bewogen mich, diese Abhandlungen dem Publicum zu überreichen, wobey mindestens eine sehr gute Absicht zum Grunde liegt.

Mein Zweck erforderte, weniger gelehrt als populär zu schreiben, und dieses Streben nach Popularität hat hin und wieder einige Wiederhohlungen veranlaßt, welche mir für die allgemeine Faßlichkeit meiner Principien zuträglich schienen, und die ich einem beträchtlichen Theile des Publicums, den ich mir wohl mit unter meinen Lesern wünschte, schuldig zu seyn glaubte.

Ich sehe indessen sehr wohl ein, daß dieser Fehler, (wenn es einer ist,) nicht der einzige meines Buches seyn dürfte; ich weiß aber eben so wohl, daß, (außer-

dem, daß ich reichlich belohnt seyn werde, wenn ich nur einiger Massen den Nutzen erziele, der mich zu diesen Abhandlungen bestimmte,) es mein eigenes Vergnügen und meine Witsbegierde begünstigen wird, wenn ich die Mängel meines Buchs und vielleicht zugleich die Mittel gelegentlich, so wie es thunlich seyn dürfte, sie zu verbessern, näher kennen lerne.

I.
U e b e r
gesellschaftliche Verbindungen
ü b e r h a u p t.

Gesellschaftstrieb ist eine Natureigenschaft des Menschen. Das Kind schlummert sanft an der Mutterbrust, wenn es nur den leisen Druck des mütterlichen Armes fühlt oder die Nähe eines Geschöpfes ahndet, welches ihm hülfreichen Beystand leisten kann, und von dessen gutem Willen es schon durch zahllose Beweise alles zu erwarten gewohnt ist. Der Knabe und das kleine Mädchen hüpfen im vollen Genuße des ungetrübten ersten Naturlebens herum, wenn sie frohe, ihnen gleiche Wesen um sich sehen; ihr Daseyn belebt sich, wenn sich der ernsthafte Leiter ihrer Jugend zu ihren Kinderjahren herab läßt. Und wer fühlt seine Brust nicht beklemmt, in einer Naturgegend, wo ihn wenig sichtbare belebte Geschö-

pfe umgeben; und wie erhebt sich nicht der Reitz, der Werth der Welt, wenn in einer Genuß darbiethenden Gegend dieser Erde tausende von frohen Geschöpfen, die sich ihres Daseyns freuen, im bunten, farbigen Gewühle sich vereinigen, um der Schöpfung eingehauchten lebendigen Athem zu verherrlichen? — Nur in jenen Augenblicken, wo der Mensch dem Geräusche der Menschen sich zu entziehen wünscht, weil ihm dasselbe sein Nachdenken über sich, seine Verhältnisse, oder Lieblingsgegenstände, mit denen sich sein Geist zu beschäftigen Bedürfnis fühlt, hinderte; nur in jenen Augenblicken sucht der Mensch ein Plätzchen, wo er sich der Gegenwart seiner Brüder, der Menschen, entzieht. — Aber es ist nur Bedürfnis des Nachdenkens über sich, das jeder Mensch, der nicht in einem Stande ethischer Trunkenheit lebt, von Zeit zu Zeit fühlt, sich selbst einmahl allein zu leben; oder es ist Ueberfättigung und Ekel, der immer aus der Fülle des Ueberflusses fließt: — und es bedarf nur eines kurzen Zeitraums, um wieder nach Menschen zu bangen. Gebt dem Menschen alle Fülle der reichen Natur, gebt ihm Gesundheit und die ganze Summe der Lebens-

bedürfnisse; welche unsre Lage würzen; alle jene blumigen Gefilde Afiens werden ihm Wüsteneyen Libyens dünken, wenn er, von Menschen entfernt, isolirt leben sollte. — So hat die Natur den Menschen an den Menschen mit den Fesseln eines unwiderstehlichen Naturtriebes gebunden; den Menschen an den Menschen mit Geschwisterliebe gekettet; den Menschen, der isolirt nach Menschen bangt, und, wenn er mit seinen Brüdern in Gesellschaft lebt, doch so leicht, so gar leicht vergiftet, wie wichtig und was für ihn Menschen sind, und sie nicht als Brüder, sondern als eine Hyäne behandelt. —

Nur zu dem, was zur unmittelbaren wesentlichen Erhaltung der Welt und ihrer systematischen Ordnung gehört, nur zu dem hat der Mensch einen unverkennlichen Naturtrieb. Von der Schöpfung her war die Oekonomie der Welt nach dem Plane angelegt, daß jeder einzelne Mensch für sich nicht alles allein wirken, daß er seinen Zweck, sich physisch und sittlich zu vervollkommnern, und harmonisch mit der Natur der übrigen Geschöpfe zu existiren, nicht für sich ganz allein erreichen sollte. Der Verstand und die Masse der Natur-

kräfte der übrigen Menschen sollten sich zu diesem großen Zwecke vereinigen, und mit gesammelten Kräften sollte das ganze Geschlecht zu diesem Weltzwecke mitwirken.

Die Natur hatte einen Weltzweck im Hinterhalte, wenn sie in dem Menschen eines ihrer Triebwerke anlegte. Wo Naturtrieb ist, da ist Weltzweck. Wo also ein Naturtrieb ist, da ist auch hinlänglicher Beweggrund für den Verstand des Menschen, diesem Triebe vernunftgesetzmäfsig Genüge zu leisten, — und dann ist der Naturtrieb in der Verbindung mit den Gründen des denkenden Geistes unwiderstehlich.

Dieser Gesellschaftstrieb, ein Triebwerk der Natur, welches durch die Gründe des Verstandes noch stärkere Federn erhalten hatte, kettete Menschen in Völker zusammen, und vereinigte Millionen Menschen in bürgerliche Gesellschaften, Staaten genannt. Staaten sind Völkergesellschaften, um mit verbundenen Kräften den individuellen Menschheitszweck zu erreichen. Staat ist demnach eine allgemeine Verbindung der Kräfte eines Volkes und das Vehiculum der Mittel, wodurch jedes Individuum seinen einzelnen Menschheitszweck er-

halten kann. Ein Staat soll und muß seinem Wesen nach die Mittel concentriren, daß sich die einzelnen Staatsbürger desto leichter mit ihren Kräften verbinden können, um ihren individuellen Menschheitszweck zu erlangen. Dies ist der große Gegenstand der Gesetzgebung und der erhabensten Vaterfürsorge eines Volksregenten. Die Harmonie der Theile, daß nicht eine Classe der Staatsbürger durch Verbindungen, die sie um ihres besondern Zwecks willen eingehen, die übrigen Bürger am gleichen Zwecke hindere, setzt die Schranken, die Norm und gesetzliche Form fest, unter deren Modification dergleichen einzelne Verbindungen eingegangen werden können. Bürgerlicher Gesellschaftszweck ist Menschheitszweck, nach der Harmonie der sämmtlichen Menschheitszwecke der sämmtlichen Staatsbürger geformt, damit jeder Bürger seinen Menschheitszweck erreichen könne. Daher muß der Gesetzgeber seines Volks alle die gesellschaftlichen Verbindungen, welche die Bürger unter sich zur Erreichung ihrer Zwecke treffen, erstens abstract sich denken; und zweytens, ihre Form und Gestalt nach dem Gesellschaftszwecke modificiren.

Jede dieser besondern Verbindungen der Bürger in einem Staate hat wenigstens auf eine Abtheilung des Menschheitszwecks Bezug; viele von ihnen gehen auf mehrere dieser Abtheilungen, und einige beziehen sich auf alle, d. h.: auf den vollständigen Zweck der Menschheit. Da nämlich der Menschheitszweck 1. in der physischen Selbsterhaltung und der Befriedigung der Naturbedürfnisse des Menschen; 2. in der physischen und sittlichen Vervollkommnerung; und 3. in der harmonischen Existenz des Menschen mit der Natur aller übrigen belebten und leblosen Körper besteht: so zielen einige gesellschaftliche Verbindungen der in einen Staat verbundenen Bürger theils auf einen, theils auf mehrere, theils auf die ganze Summe dieser Abtheilungen des Menschheitszwecks. Eben dieses findet bey allen bürgerlichen Verträgen Statt, die man nur zergliedern darf, um sehr bald durch das Zergliederungsmesser den Bezug auf den Menschheitszweck aufzufinden.

Es ist ein leichter Gedanke, gesellschaftliche Verbindungen in solche, welche auf das bürgerliche und häusliche Leben, und in solche, welche auf das öffentliche Wohl Bezug

haben, einzutheilen. Jede Handlung eines wahren, ächten, biedern Staatsbürgers hat Einfluß auf das öffentliche Wohl, wie der Wohl- oder Uebelstand eines Theils des Menschenkörpers auf die Organisation der ganzen Gesundheit. Das öffentliche Wohl ist die Achse, um welche sich das ganze Leben eines wahren Staatsbürgers dreht. Jeder ist ein Theil, aus welchem das Ganze besteht; jeder ist dem Ganzen, und jedem das Ganze wichtig. In dieser Hinsicht steht jede seiner Handlungen, seine Naturbedürfnisse nicht ausgeschlossen, in einer sehr engen Verbindung mit dem Staatswohl. Der Staatsbürger, der dieses noch nicht einsieht, ist noch nicht erzogen; mit seiner Verstandesausbildung wird ihm sein bürgerliches Verhältniß und der Werth und die Wichtigkeit seiner Handlungen einleuchten.

Gesellschaftliche Verbindungen, die Regierung und ihre Administration zu ihrem Gegenstande haben, gehören nicht hierher in diese Classe; sie sind ein Theil der Regierung der bürgerlichen Gesellschaft.

II.

Was ist die Ehe?

Einer der wichtigsten Unterschiede bey diesen Verbindungen und Verträgen ist, daß einige unmittelbare Mittel sind, einen Naturtrieb zu befriedigen; andere hingegen sind nur willkührliche, entferntere Mittel zur Befriedigung eines Naturtriebes. Jene sind wesentliche Menschenverbindungen; keine Staatsverfassung kann sie unterlagen. Das Interesse des Individuums ist mit dem der bürgerlichen Gesellschaft mit so engen Banden gefesselt, daß das Glück, die Existenz des Ganzen davon abhängig ist, die einzelnen Naturzwecke zu befördern. Bloß eine gesetzliche Form muß ihnen die Regierung geben, damit Harmonie im Ganzen den Staats- und individuellen Zweck gemeinschaftlich befördere, und diese Form kann verschieden seyn.

Die Verbindungen der letztern Art sind zufällige, welche nicht wesentlich zur Menschennatur gehören, ob sie schon nach der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft im-

mer bürgerlich - nothwendig seyn können. Sie sind aber keine Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, ob es gleich für den Gesellschaftszweck wichtig seyn kann, ihnen eine bestimmte, mit dem Gesellschaftszwecke verträgliche Form zu geben, damit auch ihre Existenz das ihrige zum allgemeinen Gesellschaftsglücke und zur Erreichung der einzelnen individuellen Menschheitszwecke der Gesellschaftsglieder beytrage. Der unmittelbare Naturtrieb also, der die Menschen zu solchen Verbindungen und Verträgen drängt, ist die Basis, wornach die Wichtigkeit derselben für den Bürger und den Staat abgemessen werden muß; denn Verbindungen dieser Art sind Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft.

Diese Natur hat die gesellschaftliche Verbindung, welche man Ehe nennt.

Es sey schwer zu sagen, meint Rochefoucault *), was Liebe ist. Nur dies wisse man von ihr: in der Seele sey sie Leidenschaft zu herrschen; im Verstande Sympathie, im Körper ein versteckter geheimnißvoller Drang, zu

*) *Penfées, maximes et reflexions morales*, n. 66. Schulzische Uebers., S. 37.

besitzen, was man liebt. — Man kann, glaub' ich, die Liebe in Afterliebe und eigentliche Liebe eintheilen. Der Mensch fängt gemeiniglich mit der erstern an und hört mit der letztern auf. Der Knabe und das Mädchen spielen für den Bemerkter des menschlichen Herzens sehr deutlich und gar nicht selten Liebhaberrollen, in Jahren, wo noch gar keine Liebe Statt findet. Das Kind nämlich wird auf den Unterschied im Umgange aufmerksam, der zwischen beyden Geschlechtern Statt zu finden pflegt; es bemerkt ihre Absonderung; beobachtet die Galanterien des Mannes gegen das schöne Geschlecht, sieht am Ende wohl gar Liebhaberey: — und dann glaubt es sich über seine Situation zu erheben, wenn es sich seinen kleinen Gegenstand ausieht, gegen den es sich diesen fremden Ton eignen, gegen den es die Rolle des erwachsenen Mannes, bald der Natur getreuer, bald dem Kinderalter angemessener, nachäffen kann. Je nachdem fehlerhafte Erziehung, Beyspiele, Mangel an Aufsicht das Kind mehr vernachlässigt haben, je weiter wird dieses Schauspiel gehen. Dieses ist Afterliebe; ein Puppenspiel, welches aber gemeiniglich auf Sittlichkeitsbildung schädlichen

Einfluss und eine Krankheits - Materie hinterlässt, welche dem Erzieher lieber frühe Aufmerksamkeit, Einhalt und Vorbeugung räthlich macht; es ist Nachäffung erwachsener Personen, die dem Kinderalter so eigen ist, welches immer über seine Jahrszeit hinaus sich sehnt, weil ihm noch der Begriff von jenen Jahren mangelt, in denen der Mensch so viel weniger sich behaglich findet, als in dem Schoosse der ersten Jugendfreuden, wo Andere Sorgen für ihn übernehmen, die ihn vielleicht künftig zu Boden drücken. Nähern sich die Körperkräfte, (bald früher, bald später, nach dem Kraftmase, welches die Natur dem Menschen zutheilte) dem Jünglingsalter: dann entzündet sich freywillig ein geistiges Feuer in dem Blute und in dem Gedankenkreise des künftigen Zöglings für die bürgerliche Gesellschaft. Es ist ein verborgener Drang, der den Menschen eine Kraft - Summe fühlen lässt, die er vorher nicht kannte; nach dem physischen Einflusse auf den geistigen werden seine Empfindungen ernster, seine Vorstellungskraft wird fixirter, seine Einbildung bilderreicher. Hier ist der Standpunct des Menschen, wo ein Geschlecht auf das andere aufmerkfamer wird;

wo es ihm ein wichtiges Object zu seyn scheint, das andere Geschlecht mehr zu beobachten; wo der Drang, sich zu nähern, erwacht. Je nachdem fehlerhafte Erziehung, schlechte Beispiele und Umgang, verführerische Schriftsteller und ähnliche Einwirkungen die Jugendjahre übereilt haben, je nachdem wird dieser Drang schneller entwickelter und rasch deutlicher. Dieser Drang ist Geschlechtstrieb, ein Trieb, der, er nehme die verborgenste Larve vor, oder äußere sich bloß als physische Naturwirkung, dem Menschen mit allen übrigen belebten Geschöpfen der Luft und der Erde und den zahllosen Bewohnern der Meere gemeinschaftlich ist; der immer ein bloßer Thiertrieb bleibt, er mag in einer Gestalt erscheinen, die er irgend annehmen will und kann. Es ist der Schöpfungstrieb der Natur; die Pflanzschule der Körper- und Geisterwelt: ein achtungswerther Trieb, der aber der Natur ganz treu bleiben muß, wenn er das bleiben soll, wozu er bestimmt ist, wenn ihn nicht die Natur verläugnen, sondern ihn als ihr Werk anerkennen soll.

Dieser Trieb, der Natur so wichtig, da sie sich durch ihn Jahrtausende hindurch fort-

pflanzen wollte, dieser Trieb, wenn er einmal seine Reife erlangt hat, ist bey den meisten Geschöpfen wenig willkührlich. Aber die Natur hat ihn durch Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Nur in den wenigsten Fällen zeigt ihn die Natur in seiner Originalität; in den meisten verhüllt sie ihn, maskirt ihn in jene Gefälligkeiten, Schmeicheleyen und Artigkeiten des Turteltäubchens, und in jene zahllosen, den Geschlechtern angemessenen Ausdrücke. Ihrem talentvollsten Kinde, ihrem Vertrauten, dem Menschen, gab die mütterliche Natur Vernunft. Dieser Funke der Gottheit, der den grossen Standpunct des Menschen, das Centrum seiner Kraft ausmacht, das er sich am Ende wohl gar zutrauet, die Erde bewegen zu können, wenn er nur den rechten Berührungspunct auffinden könnte; dieser Funke soll ihm sein Führer seyn, soll seine Triebe am Leitbände führen. Der Mensch, welcher eigentlich menschlich handelt, d. i.: der über seine Handlungen denkt, will daher in keinem seiner Verhältnisse vernunftlos scheinen, überall soll seine Vernunft wenigstens hervor blicken; eifrig auf seinen Menschenvorzug, versteckt er jede seiner Neigungen, seine Naturtriebe so

gern hinter den Hinterhalt der Vernunft. So geht es auch mit dem Geschlechtstriebe. Nur der ganz unerzogene Mensch, der ganz und gar noch nicht wahrer Mensch in der schönen Bedeutung dieses Worts ist, verräth ihn in seiner Rohheit. Dies ist nicht der Wille der Natur. Jeder Trieb, der sich der Natur getreu äußert, hat ein gewisses gefälliges Wesen; die Unschuld der reinen Natur erhöht seine Reitze, indem sie ihm ihr Gewand leiht und Beyfall und Wohlgefallen der übrigen Menschen seine Begleiterinn ist. Aber jener Mensch ist noch eine in der Werkstätte der Bildnerinn Natur unvollendete Menschen - Statue, ein Gegenstand der Verachtung und des Unwillens seiner Mitmenschen. Folglich kann dies nicht der Menschennatur getreu gehandelt seyn.

Die Vernunft soll die Naturtriebe des Menschen im Zaume halten, sie ordnen, ihre thierische Gestalt in eine gefällige menschliche umformen; der Mensch soll immer als Mensch auf seiner grossen Schaubühne auftreten. Daher fühlt zwar der erzogene, gebildete Mensch, den nicht Erziehungsmangel, Beyspielverderbnis und Verfeinerungserstickung von der Menschheit abwendig machte, auch die Stärk

ke dieses Schöpfertriebes; aber er unterwirft ihn der Vernunft, er fühlt das Thierähnliche und seinen Menschenadel, legt beyde auf die Wagschale der Menschheit, und überzeugt sich, wie sehr die Schale sinkt, auf welcher Menschenhandlung, die das Thierische abgeschält hat, und die aus ihrer Raupenhülle schon prachtvoller Schmetterling geworden ist, liegt. Er fühlt, daß es unter seiner Menschenwürde, unter seinem Menschheitszwecke handeln heißt, wenn er in Thiergestalt erscheint; und so fühlt er in seinem Busen jene verherrlichte, lichtvolle Empfindung, welche Schamhaftigkeit heißt. Haß und Verwerfung einer Handlung aus Ueberzeugung, daß sie dem Menschheitszwecke zuwider ist, heißt Schamhaftigkeit: — jene Schamhaftigkeit, die, wenn sie auf der Wange des blühenden Mädchens und des kraftvollen Jünglings an die Rosenknospe den Ideen-Gang anreicht, Engelgestalten bildet; die den weltnützlichen Mann und das beyspielreiche Weib lebenswürdig macht und ihnen durch Ehrfurcht lohnt: — jene Schamhaftigkeit, deren himmlische Röthe jenes Purpurroth der Sonne, wenn sie im Wasser sich spiegelt und der ganzen Schöpfung neues Lebens-Colorit

leiht, doch noch weit, weit hinter sich läßt:
 — das lichtvollste Colorit im Gemälde des
 sittlichen Menschen. — Wenn dieser Trieb in
 dieser ächten Naturgestalt erwacht, so nähert
 er die Geschlechter, er entfaltet dem Menschen
 die körper- und sittlichen Vorzüge der Gegen-
 stände, die sodann ein sorgfältiger, wichtiger
 Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Bemerkungen geworden sind. Hier legt der Jüngling
 und das Mädchen die Grazien, die Seelenkräfte
 und die Herzensgüte und alle wesentliche
 und zufällige Vorzüge des Einen Gegenstandes
 gegen die der übrigen Gegenstände ihres Zirkels
 und Umganges auf die Wage ihres Verstandes,
 (oft auch nur auf die ihrer Einbildungskraft:) — fällt der Versuch zum Vortheile des
 erstern Gegenstandes aus, — und ist nun dann
 einmahl das Ideal fixirt und verkörpert: —
 dann erneuert sich Adams erstes Erwachen, —
 der Jüngling und das Mädchen sehen helleres
 Licht über die ganze Schöpfung gegossen; —
 sie staunen sich an; — Pygmalions Statue ist
 belebt, und jedes sagt mit dem nur denkbaren
 Gefühle des ersten Menschen: das ist mein
 Mann, — mein Weib, — mein Eigenthum. —
 Dies ist ächte Liebe, ihr wahres, unverkenn-
 liches

liches Gepräge und Charakter; die Geschichte ihres Keims, ihrer Blüthe und Reife. Aechte Liebe ist, also entthierter und durch die Vorzüge des andern fixirter Geschlechtstrieb. (Aechte Liebe ist deswegen, weil sie ächt ist, noch nicht immer in der bürgerlichen Gesellschaft rechtmässig; der rechtliche Mann, der sittliche Bürger, raisonnirt in einem solchen scheinbaren Collisions-Falle, wie Collisions-Fälle nur immer scheinbar sind, eine solche unrechtliche Liebe aus seinem Herze.)

Freylich spielt oft die Einbildungskraft dem Verstande einen hämischen Streich, und überredet ihn bey dem Vorzugabwiegen gar oft, daß ein Gemählde eine Schöpfung Raphaels sey, was doch auf aller Welt und vor aller Kenner Augen nur eine höchst unbedeutende Schülerarbeit ist.

Wer Gegenstände ohne diese Sympathie, die aus wahren oder aus eingebildeten Vorzügen des andern Gegenstandes ihren Keim entwickelt, absichtlich aus Eigennutz, Flatterhaftigkeit, Mode, Ueberredung und dergleichen Ursachen wählt, bey dem ist keine ächte Liebe, die nur bey dem Sonnenglanze der kör-

per- und sittlichen Grazien eines Ideals reißt. Auch bey dem ist keine wahre Liebe, der in dem Gebiete der Neigungen Indifferentist ist, ob er gleich sich nicht aus ähnlichen Beweggründen geflissentlich zu einem anerkannten vorzugslosen Gegenstande hinneigt. Alles dieses ist Afterliebe, nur Spiel, Illusion seiner selbst und anderer; nicht jene reine, begeisterungsvolle Liebe, die, wie der Ephen um seinen Lieblingsbaum, Herz an Herz sich schmiegt.

Man sagt, die Liebe sey blind. Auch die sichte Liebe hat oft eine Binde vor den Augen. Nur zu oft ist Schein, was uns Seelengröße dünkt, — Rosen welken, — Körper-Grazien gleiten hin, — zeitlanger Irrthum, der in örtlichen, in weltkenntniß- und erfahrungslosen, vielfachen, persönlichen Verhältnissen seinen Grund haben kann, ist oft die Binde, die der trunkene Liebhaber und das bezauberte Mädchen vor den Augen hat. Die magische Kraft erschlaft, Oberons Horn verliert seine Wirkung, — und der ganze Zauber verschwindet. Ist dieser aber einmahl dahin, dann sagt Rochefocault sehr treffend: es giebt wenige Menschen, die sich nicht schämten, einander geliebt

zu haben, wenn sie einander nicht mehr lieben. Das heißt eigentlich: die Eigenliebe ist beschämt; als irrender Ritter Windmühlen für Riesen angesehen zu haben; sie sieht jetzt Fehler, wo sie sonst Vorzüge sah, und wundert sich selbst über ihre eigene Kurzsichtigkeit. Im Grunde spielt der Geschlechtstrieb den hämischen Streich; er versteckt sich hinter die Einbildungskraft; verwickelt sie in sein Interesse, und diese hat ja sehr oft über den Verstand, der nur gar zu leicht viel zu gefällig gegen sie ist, ein solches Uebergewicht, daß ihr der Verstand alles bejahet. Hier ist einer von den Fällen, wo der Verstand, der uns oft kräftig dient, alberne Streiche zu be-
gehen, ihr noch überdies hülfreiche Hand leistet, um die Täuschung vollständig zu machen. Dessen ungeachtet ist die Liebe, die getäuschte und die vernünftige, der Geschlechtstrieb, welcher gut erzogene und gebildete Menschen in der Gestalt der Liebe in eine Verbindung mit einer Person des andern Geschlechts treibt, welche die Grundlage jener gesellschaftlichen Verbindung ist, die man Ehe nennt.

Es ist ein Theil des Menschheitszweckes, harmonisch mit der Natur der übrigen Wesen

zu existiren; es ist daher schon in dieser Hinsicht Pflicht, mit der Natur gemeinschaftlich an der Vervollkommnung, Ausbildung und Beseeligung ihrer Geschöpfe zu arbeiten. Aber auch aus jenen Eigenschaften des Menschheitszweckes: seine Sittlichkeit, seine Humanität zum möglichsten Grade der Vollkommenheit zu erheben, ist es Pflicht, auf seine Nebengeschöpfe wohlthätig zu wirken. Es war Plan der Welt, daß immer die Schöpfung, durch alle Jahrtausende thätig, neue Geschöpfe haben sollte, die ihres Daseyns und der Welt, die so schön ist, so lange sie nicht durch Menschen, die für die Stimme der Natur ihr Ohr verschlossen haben, entschönt wird, genießen sollen. Deswegen trieb sie durch ihre Zaubermacht den Mann und das Weib in jene enge Vereinigung, deren Folge neue Menschen seyn sollen. Jeder Mensch hat zwar als Mensch, aus Humanität, die Pflicht, des Kindes, welches hilflos und verlassen in einer traurigern Lage, als das kleinste Insect, sich befindet; des jungen Weltbürgers, der sich seinen Unterhalt nicht erwerben kann, und doch vielleicht künftig ein herrliches Geschöpf werden mag, Unterstützer; oder kürzer, Mensch gegen ihn

zu seyn. Aber die Natur selbst gab den ersten Wink, wer die nächste Veranlassung, die nächste Gelegenheit, und also die vorzüglichste Pflicht zu dieser schon an und für sich selbst angenehmen Verbindlichkeit haben sollte. Die Natur warf das hilfsbedürftige Kind in die Elternarmen; sie, die Natur, die sonst nicht ohne abgerungene Mühe und Arbeit dem Menschen sorgenlose Nahrung darbietet, — die kleinen Parke dieser Erde, die nur gruppiert zu seyn scheinen, um ein Beyspiel zu geben, wie wenig Nahrungsforge der Mensch würde gehabt haben, wenn es im Weltplane gewesen wäre, machen keine Ausnahme, — sie, die Natur, gab für den kleinen Menschen, ihren Zögling, seiner Mutter unmittelbar die erste Nahrung; sie selbst zeigte diese Pflicht in dem bunten Bewohner der Wälder und in dem Raubthiere, indem sie in diese den Trieb legte, für ihre Jungen mit gesparter Mühe Körnchen zu ihrer Nahrung zu sammeln, oder rastlos für ihren Unterhalt in Einöden herum zu schweifen, und jede Körperkraft zu ihrer Vertheidigung aufzubieten. Der Mensch darf also nur auf das offene, deutliche und ihn zu seinem erhabenen Standpuncte, Humanität,

führende Buch der Natur seine Augen heften; er darf nur über seine Pflicht zur Harmonie mit seinen Mitgeschöpfen, über seine Pflicht zu eigener und fremder sittlicher Vervollkommnung nachdenken: so wird er dem Kinde, welches diese Vereinigung mit einer Person des andern Geschlechts durch Geschlechtstrieb in seine Arme schloß, im eigentlichsten Verstande des Worts, gern Vater seyn, und seine Pflicht auch dann noch ehren, wenn das ehemahls erst sich entwickelnde Kind schon zum fruchttragenden Baume in der Pflanzschule der sittlichen Vervollkommnung heran gewachsen ist.

Da aber die dem Vernunftgesetze gemäße Menschenerziehung Vater- und Mutterfor-gen, Vater- und Mutterhülfe erfordert, so wird der Verstand Ausleger des Gesetzes der Natur. Als Gesetzgeber verlangt er zu der Erreichung dieses Zweckes eine fortdauernde Verbindung zwischen den Eltern des Kindes, welches die Natur zum Menschen erzogen haben will; er verlangt diese fortdauernde Verbindung, weil es nur eine seltene Ausnahme von der Regel ist, wenn die Erziehung einseitig bewirkt wird, wobey jedoch dieser Zweck aus Pflicht gewiß ungleich mühsamer, und dessen ungeachtet

doch gemeiniglich unvollkommener, errungen werden muß. Ueberdies ist die Natur, wenn sie fordert, nicht undankbar. Sie belohnet still, wie die ächte Wohlthätigkeit, aber mit tausendfachem Erfatze, die Mühe, die sie verlangt. Der Mensch ist ohne innigen Herzenserguß gegen ein ihm gleiches Geschöpf, ohne ungestörten, traulichen Umgang, ohne Hülfe bey körperlichem Bedürfnisse und Leiden, ohne Theilnahme eines sich mit ihm freuenden oder leidenden Wesens, der Mensch ist oder wird ohne dieses selten der Mensch, der er in jener Lage, für die auch der Mensch eigentlich bestimmt ist, werden kann, und wo gemeiniglich die Schuld an ihm liegt, wenn er es nicht wird. Einsam und isolirt leben, ist nur halb leben, nur halber Lebensgenuß und eine Quelle mannigfaltiger sittlicher Fehler. Zuweilen sich in den Zirkel der Welt mischen und mit einigen doch nicht so innig verbundenen Freunden leben, ist das Leben einer Pflanze, die zuweilen begossen wird, damit sie nicht hinwelke. Die Natur, welche den Mann und das Weib auf die möglichst-innigste Art vereinte, ihnen ihre Triebe borgte und ihnen die Pflicht auflegte, aus der Folge dieses Triebes

einen Gegenstand ihres zweckmäßigen Daseyns zu machen, die sie daher zusammen verbunden leben hieß; die Natur gab beyden die beste Gelegenheit und die Situation, ihre physische Selbsterhaltung, ihre sittliche Vervollkommnung und harmonische Existenz mit der übrigen Natur mit gemeinschaftlichen Kräften zu unterstützen. Ihre ganzen Verhältnisse erleichtern ihnen diese Pflicht, zu der sie schon als Menschen Verbindlichkeit haben; zu der sie aber, je näher sie ihre Pflicht zum Umgange nöthigt, um so mehr tägliche Gelegenheit haben.

Dieses sind die Erfordernisse der wahren Ehe der Natur. Ehe der Natur, — eine Composition aus heiligen, ehrwürdigen Pflichten und Tugenden der Menschheit, — ehrwürdig, wie alles, worauf die Natur ihren Stempel gedrückt hat, so lange ihn Menschen nicht nachgepfuscht haben.

Ehe der Natur ist demnach eine aus Liebe eingegangene, fortdauernde, gesellschaftliche Verbindung eines Mannes mit einem Weibe, um Kinder zu erzeugen, zu erziehen und sich wechselseitig den Zweck ihres Lebens zu befördern. Die Dauer der gesellschaftlichen Verbin-

dung und die wechselseitige Unterstützung des Menschheitszweckes unter den Ehegatten, diese sind beyde wesentliche Bestandtheile, ohne welche die Ehe in einen thierischen Geschlechtstrieb ausartet, und welche aus dem Zwecke der Ehe, Kinder zu erzeugen, unmittelbar gefolgert werden, indem mit der Erzeugung der Kinder ihre Erziehung verbunden ist, und diese wiederum eine Dauer der dieselbe beabsichtigenden gesellschaftlichen Verbindung wenigstens so lange, bis dieser Zweck erreicht ist, voraus setzt.

Dafs diese Verbindung auf die Dauer des ganzen Lebens ausgedehnt seyn solle, sagt nicht gerade zu die Gesetzgeberin Natur; sie fordert nur, dafs sie so lange dauern soll, bis die erzeugten Kinder erzogen sind, d. i.: bis sie Menschen in dem wahren Sinne des Worts, wie sie die Natur verlangt, geworden sind; bis ihr Keim zur Humanität in ihnen entwickelt und zur Blume entfaltet ist, die, in den Garten der Natur versetzt, den Abgang der hingewelkten Blumen ersetzen kann, bis sie der Eltern zu ihrer ersten Erziehung und zu ihrem Unterhaltserwerbe entbehren können. Erzeugen nun die Ehegatten unterdessen wiederum andere

Kinder, so ist dieses wieder ein neues Band zur Fortsetzung der Ehe, und da dieses gemeiniglich der Fall ist, so wird auch nach der Stimme der Natur der Zweck der Ehe sich gemeiniglich erst durch das Alter der Menschen verlieren. Es wird also erst in den meisten denkbaren Fällen eine absichtliche Uebereinstimmung der Ehegatten dazu gehören, dadurch, daß sie keine neuen Kinder erzeugen, durch die Erziehung der schon erzeugten die Ehe früher zu endigen, oder es wird eine einseitige oder gemeinschaftliche Unfruchtbarkeit und eintretende Untüchtigkeit zur Erzeugung voraus gesetzt werden müssen, wenn die Ehe eher als das menschliche Alter den Zweck der Ehe aufhebt, geendigt werden soll. Und alsdann, — wenn ein Theil sich den Jahren nähert, die, gleich den Kinderjahren, fremder Hülfe wieder am meisten bedürfen, — alsdann sollen in diesen Jahren Ehegatten, die, dem Zwecke der Ehe getreu, sich ihren Menschheitszweck bieder befördert haben, die Hand in Hand sich auf der rauhen, unbequemen und so vielfach lästigen Heerstrasse dieses Lebens beygestanden haben, — in diesen Jahren sollte ein Ehegatte den andern verlassen, ihn, seinen Freund auf

dem unebensten Theile seines Weges Beschwerden, Gefahren und oft dem Elende Preis geben? — Dies ist eine Grausamkeit, die dem Menschen, — Herz und der Natur fremd ist. — Angenommen, ein Theil könne noch Kinder erzeugen, so ladet ihn die Natur nicht ein zur neuen Ehe, wenn es nach den Gesetzen der Natur nicht wahrscheinlich ist, daß er die zu erzeugenden Kinder werde erziehen können. Der Schaden, den dieser Mangel der Erziehung den Kindern und der menschlichen Gesellschaft zufügt, untersagt eher eine solche neue Verbindung.

Um so mehr aber wär' es Grausamkeit, welche alle Humanität verläugnet, wenn ein Ehegatte den andern wegen seines Alters verlassen wollte, ohne ihn gegen die Bedürfnisse des Alters gesichert zu haben. Es war daher ein Wink der Natur, welche den Ideengang der Gesetzgeber, als sie die Naturehe dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft anpaßten, veranlaßte, wodurch die Ehe in der bürgerlichen Gesellschaft eine lebenswierige gesellschaftliche Verbindung wurde.

III.

Zweck und Prinzipien
der Ehe.

Das groſſe Interesse der Natur ist ihre Erhaltung. Fortpflanzung ist der Egoismus der Natur; aber es ist ein wohlthätiger Egoismus, durch den zahllose Heere von Wesen an ihrem Genuſſe Theil nehmen, wo sich jedes Geschöpf, das auch nur stumpfe Empfindung hat, zu dem groſſen, unübersehbaren Weltzwecke anschliessen soll. Bau, Organisation, Geschäfte, Bestimmung der Geschöpfe, alles formt sich nach jenem mächtigen Interesse, welches Jahrtausende in seinen Gesichtspunct einschliesst. Zu diesem Interesse senkt sich der Blumenkelch gegen seine Muttererde hin, wo er seinen Samen ausschüttet, damit die Erde eine Flur bleibe, wo die Sinnen neuen Stoff für ihre Empfänglichkeit der Naturreitze einsammeln. Zu diesem Interesse crySTALLISIRT sich die salzige Masse, destillirt sich die Feuchtigkeit, bis sie wieder im befruchtenden Thau und Regen herab fällt. Zu diesem Interesse wirkt die

ganze belebte Geschöpfungswelt unanfhaltfam und unwillkührlich fort. Wegen dieses grofsen Interesse wurden die Naturtriebe zu Triebfedern, welche die grofse, erftaunenswürdige Mafchiene in ihrer Betriebfamkeit erhalten. Jeder Naturtrieb war daher abfichtlich von der Natur eingepflanzt; die Natur war dabey intereffirt. Der Hunger treibt das Thier und den Menfchen zu den gröfsten Weltzwecken, zu denen der Menfch oft nicht Verleugnung, nicht Aufopferung der Sinnlichkeit genug gehabt haben würde.

Wir Menfchen haben das Schickfal, den Stoff zu unfern Verftandesbegriffen, wenn wir auch die reinften und fublimirteften annehmen, die ganz ihre Quelle in dem Verftande zu haben fcheinen, durch unfre Sinne aus der Sinnenwelt zu fchöpfen. Die finnliche Vorftellung und die Erfahrung giebt uns eine hiftorifche Erkenntnifs, welche der Verftand zu erhabenen Begriffen und Schlüffen verarbeitet. So ift es auch mit den Naturtrieben. Wir empfinden fie, folgen ihnen und beobachten ihre Folgen. Dies ift der Weg, auf dem der Verftand ihre innere Befchaffenheit, ihren Nutzen, ihren Zweck, die Grenzen ihrer Moralität und

ihr Verhältniß und Harmonie zu der übrigen Körperwelt heraus grübelt.

Eben so ist es auch mit dem Geschlechts-triebe beschaffen. Der Mensch empfindet ihn, und seine naturgemäße Befriedigung lehrt durch die Erfahrung, daß er da sey, um die Welt mit neuen Menschen, die den Weltzweck erhalten können und sollen, anzufüllen. Aus dieser Erfahrung schließt der Verstand, der Zweck dieses Triebes sey die Fortpflanzung des Menschengeschlechts.

Die naturgesetzgemäße Existenz des Menschen ist seine legale Existenz, d. i.: der Mensch ist erst alsdann als Mensch, als das Wesen, das er seyn kann und soll, auf seinem Schauplatze, wenn er seinem Wesen gemäß existirt. Die Eigenschaften seines Seyns führen uns auf seinen dreyfachen Zweck der Menschheit: 1) sich selbst zu erhalten, d. h.: er ist verpflichtet alle Handlungen vorzunehmen, die zu der wesentlichen Verlängerung und Vervollkommnung seines physischen Daseyns unentbehrlich sind, welches ohne dieselben aufhören oder doch weniger genussvoll seyn würde; 2) sich physisch und sittlich zu vervollkommen, d. i.: den Keim seiner Huma-

nität zu entwickeln. Humanität ist die Mündigkeit des Menschen; der Zustand eines Menschen, wo die sittlichen Vollkommenheiten, deren Anlagen die Natur in ihn gelegt hat, zur Reife gekommen sind; die Veredelung seiner geistigen Kräfte bis zu dem Grade, dessen er in seiner Stufenleiter fähig ist; es ist die Veredelung des Menschen zu seiner erhabenen Bestimmung. Ohne Humanität ist und bleibt der Mensch noch Thier, welches von der größten Thierzahl an physischen Vollkommenheiten übertroffen wird. Durch sie, — sein Ziel, — wird er zum Wesen, welches sich an die höhere, über Erdenstaub und Schicksal und die Versuchung unedel, d. h.: nicht als wahrer Mensch zu handeln, erhabene Geisterwelt anschließt, und auf die Welt mit Augen hinunter blickt, die einen Blick in den Plan der Vorsehung mit dem Ganzen der Welt gethan haben, wie man einen Augenblick in reinen Sonnenglanz hinein blickt. Der Mensch war kein Grab, in welches die nach Plan handelnde Natur den Keim zur Humanität verschloß, wie ein Schwärmer oder ein übermüthiger und stolzer Mensch Gold und Geschmeide, wodurch mehrere leidende, lebende Brüder hät-

ten erquickt werden können, etwa dem Grabe seines verwesenden Freundes anvertraut. Die Natur legte das Gefühl der geistigen Menschenkräfte in den Menschen; sie belebte in ihm den Naturtrieb, seine Humanität zu entwickeln, und lehrte ihn, daß er eben darum, daß er dieses Ziel erreichen könne, sein physisches Daseyn zu erhalten, verbunden sey.

3) Harmonisch mit der Natur aller übrigen, (belebten und unbelebten,) Körper zu existiren. Die legale, d. i.: ihrem Wesen gemäße Existenz der Welt ist der Zweck, den der große Baumeister beabsichtigte, als er den Grund zu den unerforschlichen Gebäude werden liefs. — Des armfeligen Geschöpfes, welches auf einen Funken des göttlichen Verstandes Anspruch machen könnte, so lange es noch eine andere Vorstellung, als die hätte, daß es nur ein kaum bemerklich kleines Theilchen jenes unermesslichen Ganzen sey; daß es mithin nur eben darum existire, um sein Daseyn als ein Theilchen jenes Ganzen zu verleben, und daß es eben darum seinen Zweck harmonisch dem großen Weltzwecke unterordnen müsse! Der Weltzweck, die harmonische Existenz aller Körper in dieser Welt, aller physischen und geisti-

geistigen Kräfte mit der Natur der übrigen Körper, dies ist die Demarcations-Linie, nach welcher die Grenzen gezogen sind, in welche der Mensch seinen Zweck, sich selbst zu erhalten und zu vervollkommen, einzuschränken verpflichtet ist. So muß der Mensch, wenn er als Mensch nach Humanität handelt, bey den Rechten und Pflichten, die sein Zweck mit sich bringt, jene Beabichtigung der Pflichten, die er sogar gegen die unbelebten Naturkörper ausüben soll, nicht außer Augen setzen, und man kann in vielfachen Fällen sehr leicht die Unrechtmäßigkeit der Handlung eines Menschen beweisen, der z. B. einen Feldstein verdirbt und unbrauchbar macht.

Diesen dreyfachen Zweck der Menschheit bey jeder seiner Handlungen für Augen zu haben und ihm gemäß zu handeln, dies ist die höchste Stufe der Humanität *). Der Mensch, welcher sich die Fertigkeit erworben hat, die Welt aus dem Gesichtspuncte dieses dreyfachen Zwe-

*) S. Theorie der Menschenrechte und Freyheit in meinen Abhandlungen über ursprüngliche Menschenrechte, u. s. w. Breslau 1793.

ckes der Menschheit zu betrachten, alle seine Verhältnisse darnach abzumessen und practisch nach diesen Grundfätzen zu handeln, dieser Mensch ist der aufgeklärteste Mensch, also auch der tugendhafteste, folglich der treueste Unterthan, Gatte, Vater und Bruder aller seiner Mitgeschöpfe; er handelt mit dem Plane der Vorsehung mit der Welt überein stimmend und wird dadurch auf dieser Stufe der Humanität ein Ebenbild des unerforschlichen, und durch Verherrlichung und Genuss kenntlichen Werkmeisters der schönen Natur.

Die Naturtriebe müssen diesem Menschheitszwecke untergeordnet werden, folglich auch der Geschlechtstrieb und die eheliche Verbindung, die auf ihn Bezug hat. Da die Beobachtung lehrt, daß der naturgemäße Gebrauch von diesem Triebe zur Erhaltung und zum Wohlstande des menschlichen Körpers vortheilhaft beytrage, so ist die naturgemäße Befolgung dieses Triebes aus eben dem Grunde dem Zwecke des Menschen gemäß, als der widernatürliche Gebrauch desselben dem Menschenzwecke zuwider ist, weil jeder widernatürliche Gebrauch desselben den Körper zerstört; er sey nun widernatürlich, weil die Reife der

Jahre fehlt, oder wegen Mißbrauch, oder wegen den Folgen einer zerrütteten und über ihre Grenzen schweifenden Einbildungskraft.

Nimmt die fortgesetzte Betrachtung ihre Richtung auf die sittliche Vervollkommnung, so gebietet der Menschheitszweck, daß die Seelenkräfte, die Stärke und Edelmuth des Geistes, nicht durch Mißbrauch dieses Triebes geschwächt, entnervt werden. Mit dem Vernunftgesetze, welches eigentlich eine allgemeine Regel der Pflicht ist, seinem Menschheitszwecke gemäß zu handeln, verträgt sich also kein Gebrauch dieses Triebes, wodurch die erhabene Bestimmung des Menschens herabgesetzt wird. Die Vernunft hat die unumschränkte Herrschaft über die Sinnlichkeit, wenn der Mensch auf Humanität Anspruch macht.

Es giebt keine Sylven mehr in unsern Wäldern, die ihre Lieblingsbäume haben, unter denen man so traulich, wie in jenen Zeiten, die unser Musaeus in der ihm eignen Manier mahlte *), von andern Geschöpfen isolirt weilen und doch dabey recht behaglich leben

C 2

*) Volksmärchen der Deutschen.

kann. Ich halte daher auf kein Vernunftrecht, welches den Menschen nicht in seine Familie versetzt, in die er zu Hause gehört; denn ich kenne nur Menschen, die mit und unter Menschen leben. Ist aber dieses, so verbindet ihn wieder seine Urpflicht, mit der Natur der übrigen Körperwelt harmonisch zu existiren, von diesem Naturtriebe nur einen solchen Gebrauch zu machen, daß die Erreichung des Zwecks seiner Geschwister, der übrigen Menschen, nicht gekränkt werde. Selbst ist ein Gebrauch dieses Triebes im Verhältnisse der Person, mit der dieser Trieb einen Menschen verbindet, dem Menschheitszwecke zuwider, wenn er dieselbe in ihrer physischen und sittlichen Vervollkommnung stört und hindert.

Der Gebrauch dieses Triebes ist ferner widerrechtlich, wenn er andere in ihren gleichen Rechten, die wie jedes Recht ihre Quelle in einer Urpflicht haben, beeinträchtigt. Mit der Vielmännerey und mit der Vielweiberey ist immer bald eine, bald beyde Gattungen von Unrecht unzertrennlich verbunden. Hierzu kommt noch, daß die Erziehung und die Pflicht gegen die erzeugten Kinder auf eine von der Natur geforderte Art dabey nicht aus-

geübt werden kann und sich auch nicht die Ordnung und das Verhältniß in der Zahl männlichen und weiblichen Geschlechts damit verträgt. Durch die Verbindung eines Mannes und eines Weibes, auf welche noch keine andere Person gleichen Anspruch hat, wird die Ordnung der Welt, der Zweck, den die Natur mit diesem Triebe verband, und die Pflicht, die jeder Mensch dem andern schuldig ist, am besten befriedigt. Die Ehe ist also immer der einzige wahrhaft naturgemäße Gebrauch des Geschlechtstriebes. Jede andere Art von Verbindung in dieser Absicht, so auch die mit einer Person, auf welche eine andere Person schon gleiche Rechte und Ansprüche hat, sind Gattungen von menschlicher Geistesverirrung, von Ausschweifung, die jedes Volk seiner Sprache gemäfs mit einem entehrenden Ausdrucke bezeichnete. Aber auch eben diese Urpflicht, mit der Natur aller übrigen belebten und unbelebten Körper harmonisch zu existiren, eben diese Pflicht verbindet auch in der Ehe so zu handeln, daß der Plan, den die Natur mit diesem Triebe verband, erreicht werde, man soll auch hier der Natur gemäfs handeln. Da nun die Natur dabey die Fortpflanzung der

Menschen beabsichtigte, so ist auch in der Ehe jede Handlung, welche nicht die Natur begünstigt, oder welche sie stört, wider die Pflicht des Menschen, so wie es gegenseitig, zu der Erreichung dieser Absicht der Natur beyzutragen, Pflicht ist.

An der bloßen Fortpflanzung des Menschengeschlechts kann sich die Natur nicht begnügen. Der Weltzweck erfordert Menschen, welche das sind, was Menschen seyn können und sollen. Die Pflicht der Erziehung ist mithin ein Zweck der Ehe, der mit dem zur Erzeugung unzertrennlich verbunden ist. Das hilflose Kind erfordert Nahrung und Wachsamkeit über den Wohlstand seines Körpers und der davon abhängenden Gesundheit, damit der künftige Mann, die künftige Mutter nicht durch physische Ursachen an der Ausübung ihrer Pflichten, ihres Berufes, wozu sie ihr Daseyn haben, gehindert werden; damit sie die Welt und die Freuden, die das Leben ohnehin nicht ungestört und oft sparsam darbietet, genießen können. Der aufblühende Jüngling fordert Wachsamkeit und Sorgen für die Ausbildung seiner Humanität, daß er ein fruchtragender Baum werde, der seine Stelle

in dem Garten der Schöpfung verdiene. Er muß ächte Grundsätze kennen lernen und diese müssen tief in seinem Verstande Wurzel schlagen, damit nicht der erste Regen das Samenkorn aus dem tragbaren Acker ausspüle; jene Grundsätze, die ihn einladen, sein Daseyn dem Weltzwecke zu widmen. Dies zu bewirken, diese Menschenerziehung ist die Pflicht, welche der Zweck der Ehe den Ehegatten auflegt.

Die Natur verbindet hierzu die Ehegatten in eine enge Gesellschaft, wo die Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes eine gemeinschaftliche Ueberlegung und Plan, Uebereinstimmung der Denkart, ungetheilte Beobachtung und Mittheilung derselben, Interesse und Wärme für die Erfüllung der Vater-, Mutter- und Gattenpflichten unerläßig verlangt. Dafür theilt die Natur unter ihnen die süßen elterlichen Freuden, reicht ihnen aber auch, wenn es ihr Loos ist, den Wermuthskelch, den ein Theil dem andern ausleeren helfen soll. Es hat Moral-Philosophen und Rechtslehrer gegeben, die in ihren Systemen die Frage: ob das sogenannte *mutuum vitae adiutorium* in der Ehe, (ein Wort, welches das Bürgerrecht

erhalten hat und den wechselseitigen Beystand und die Unterstützung der Ehegatten ausdrücken soll,) ein Haupt- oder ein Neben- oder gar kein Zweck sey? gar sehr ernsthaft und gelehrt behandelt, bald bejahet und bald verneinet haben. Es ist die Ehe, als Ehe betrachtet, allerdings nicht Hauptzweck; aber die Ehe giebt die Gelegenheit, Menschen, die in einer so engen Verbindung stehen, in ihrer allgemeinen Menschenpflicht, zu der sie auch schon ohne Ehe verbunden sind, noch immer mehr und mehr an einander zu ketten; und jede Gelegenheit dazu ist eine neue Pflicht, die der Mensch seinem Zwecke schuldig ist. Das *mutuum vitae adiutorium* ist demnach eine unmittelbare Folge der ehelichen Gesellschaft, obgleich übrigens eine Gesellschaft zwischen zwey Personen verschiedenen Geschlechts, deren Hauptzweck dieses *mutuum vitae adiutorium* wäre, deswegen noch nicht Ehe, sondern eigentlich nur eine engere Verbindung zur Beförderung ihres Menschheitszweckes seyn würde. Deswegen aber ist es doch für Ehegatten eine unerläßliche Pflicht, weil die Ehe nichts weniger als ihre Interessenten von einer Pflicht, die sich Menschen schon vermittelt ihrer

Menschheit schuldig sind, losprechen kann, wohl aber vielmehr ihnen neue Gelegenheit dazu darbietet. Die Ehe soll in der Liebe ihre Wiege haben; sie verbindet zu gemeinschaftlicher Erziehung der Kinder. Das erste setzt anerkannte, (wesentliche oder eingebildete,) Vorzüge, und das zweyte Uebereinstimmung, Zutrauen und Beharrlichkeit voraus, — dies alles aber sind Eigenschaften, welche Menschen zu Freunden machen. Und eben diese Freundschaft ist der Lohn der Natur für die mancherley Beschwerlichkeiten, welche sie mit der Ehe in einer Welt, wo immer das Angenehme mit dem Unangenehmen wechseln muß, vereinigt hat. Es ist Lohn und Ersatz, den, wie unser Wieland im Oberon sagt, die Natur für anderes Erdenglück uns giebt, das zu besitzen, was alles Gold der Aurang-Zeben nicht kaufen mag, — ein fühlend Herz. —

Und mit einem fühlenden Herze zu sagen: Du bist mein Mann, mein Weib; sie ganz sein zu fühlen, — in einer Lage, wo Sittlichkeit, Natur und Edelmuth ihr Siegel darauf drückt, die Pfänder seiner Liebe um sich her tändeln zu sehen, — wer dieses empfindet, dem wird das *vitae mutuum adiutorium* sehr

leicht in den Kopf gehen, und er wird sich nicht sonderliche Mühe geben, es aus der Ehe heraus zu disputiren. Wahre Menschen interessieren sich überhaupt sehr gern und sehr leicht für ihr gemeinschaftliches Menschenglück; diese Neigung ist eine Folge jener stillen, sanften Tugenden der Menschenliebe, der Herzensgüte, des Antheils an fremden Leiden, welche ein Herz, das diese Tugenden in sich schließt, so liebenswürdig und zugleich so groß machen. Gefühle, die nicht durch modische Vorurtheile, Stolz, Eitelkeit, Liebe zum Sonderbaren, durch Aber- oder Unglauben vergiftet sind, Gefühle führen den Menschen selten irre, sie sind meistens mit der Vernunft übereinstimmend. Wer noch keine verpestete Luft, die keiner Palläste und Hütten schont, eingeathmet hat, wird diese reinen Gefühle als Ehegatte leicht haben. Aber eben diese Gefühle lehren auch, daß die Zärtlichkeit und Sympathie unter den Ehegatten selbst zum Ehezwecke gehören. Es ist für den unbefangenen Beobachter eine sichere Bemerkung, daß die Zärtlichkeit der Ehegatten unter sich sehr oft auf die Liebe der Eltern gegen die Kinder einen großen Einfluß äußere, auch wohl selbst

mächtigen Antheil daran habe, und dafs ein Vater oder Mutter sehr leicht gegen seine Kinder gleichgültig werde, wenn er die Person, mit der sie erzeugt worden sind, hafst, oder auch wohl nur die Umstände und Verhältnisse, unter denen sie erzeugt worden sind, verachtet. Dieses ist daher gar kein Seltenes Phänomen in den Fällen, wo ein überraschender Augenblick Personen zu einer unrechtmässigen Verbindung, deren Folge Reue ist, verleitet. Fast immer leiden die Kinder und ihre Erziehung darunter, wenn Zuneigung und Wohlwollen unter den Eltern erkaltet ist. Wo aber diese sind, da hat es auch gegen das *mutuum vitae adiutorium* keine besondere Einwendung. In den Fällen, wo Mütter deswegen, weil sie Mütter sind, mit einer siechen Gesundheit durch ihr Leben zu kämpfen haben, ist die Arbeit des Mannes für den Unterhalt und die Pflege seines Weibes Schadenersatz, und die Natur würde den Barbar verstoßen, der sein Weib verstiefse. Es giebt demnach Fälle in der Ehe, wo die Verbindlichkeiten der Ehegatten über alle Zwecke der Ehe, wenn auch diese wirklich erreicht seyn sollten, hinüber dauern.

Wer diese Grundsätze beherzigt hat, dem sind folgende Ehegesetze der Natur gewiss verständlich und einleuchtend. Die Gesetzgebung der Natur gräbt ihre Gesetze in den Verstand und das Herz der Menschen, — ein Stoff, der am besten den verheerenden Fluthen der Jahrtausende Widerstand leistet.

E h e g e s e t z e i n dem Volks - Codexe der Natur.

1. Der Mensch ist erst dann das Wesen, was er seyn soll und kann, wenn er seinem Menschheitszwecke gemäß handelt.
2. Menschheitszweck ist physische Erhaltung, sittliche Vervollkommnung und die Harmonie seines Daseyns mit dem aller übrigen belebten und unbelebten Naturkörper.
3. Diese legale, d. i.: naturgesetzmäßige Existenz muß bey jeder Handlung seines Lebens das Ziel seyn, wornach er läuft.
4. Diesem Zwecke seiner Menschheit sind demnach auch die Naturtriebe, folglich auch der Geschlechtstrieb und die eheli-

che Verbindung, die darauf Bezug hat, untergeordnet.

5. Die naturgesetzgemäße Befolgung dieses Triebes ist in Rücksicht auf Erhaltung und Wohlstand des Körpers beförderlich, also naturrechtlich.
6. Der naturwidrige Gebrauch dieses Triebes zerstört die Organen, welche die Vervollkommnung der Sittlichkeit bewirken, ist demnach unter dem Menschen.
7. Die Vernunft muß über die Sinnlichkeit gebieten; jeder Mißbrauch also, wodurch die sittliche Vervollkommnung leidet, ist Verfündigung gegen sein Daseyn.
8. Nach eben dieser Urflicht des Menschen zu seinem Zwecke ist jeder Gebrauch dieses Triebes wider die Natur, wodurch andere Menschen in ihren Rechten gekränkt werden, es sey nun eine dritte Person, oder die, mit welcher die eheliche Verbindung selbst eingegangen wird.
9. Die Ehe, eine Verbindung mit einer Person, auf die keine andere gleiche Rechte hat, ist, aus jedem Gesichtspuncte be-

trachtet, der einzige wahrhaft naturgemäße Gebrauch dieses Triebes.

10. Vielmännerey, Vielweiberey und Verbindungen anderer Art haben ihren inneren Schaden, der sich bald wider die bürgerliche Gesellschaft äußert; sie sind also als schädliche Verirrungen der Einbildungskraft anzusehen.

11. Die Pflicht des Menschen: zum großen Weltzwecke mitzuwirken, erzeugt die Pflicht, dem Plane der Natur, also auch ihrem Plane, in der Ehe gemäß zu handeln.

12. Der Plan der Natur in der Ehe ist Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechts.

13. Jede Handlung, die diesen Plan befördert, ist Pflicht, jede, die ihn stört, ist Unterlassungspflicht.

14. Die Erziehung des Menschengeschlechts hat denselben dreyfachen Gegenstand, welcher die Summe des Zweckes der Menschheit ausmacht.

15. Zu Erreichung dieses Zweckes der Erziehung ist gemeinschaftlicher Plan, In-

teresse und Uebereinstimmung unentbehrlich.

16. Menschen, die schon als Menschen die Pflicht haben, den Zweck ihres Daseyns mit vereinten Kräften zu befördern, haben, wenn sie in engerer gesellschaftlicher Verbindung stehen, noch mehrere Gelegenheit und Veranlassung dazu.

17. Um so weniger spricht also die Natur Ehegatten von dieser heiligen Urpflicht los, als die Ehe, die den Mittelpunkt ihrer Stärke in dem Gebiete der Liebe befestigt haben soll, dieser Pflicht noch neue Federkraft giebt, die durch sie erst welt-nützlich wird.

IV.
E n t w u r f
einer
G e s c h i c h t e d e r E h e
i n d e r
b ü r g e r l i c h e n G e s e l l s c h a f t .

Als in jener alten Zeit, so sagen die ehrwürdigen Reliquien der Vorwelt, auf dem unerhellten Oceane Stürme brausten, Vulcanische Feuer, die in dem Schoosse der Erde wühlten, die Gewässer als Dünste in einen Luft-Ocean, Atmosphäre genannt, destillirt, Berge aufgethürmt und festes Land empor gehoben hatten; dann traten die Elemente als Uranfänge in ihre innigste Verbindung; dann tränkte milder Regen den schmachtenden Erdboden, dann bekleideten grüne Fluren, Kräuter, Gewächse und Früchte das befruchtete Land und dann wälzte sich nach den Gesetzen des regelmäsigsten Triebwerks der neugebohrne Erdkörper um seine Axe und im unermesslichen Reiche der Allmacht um jenen fernen, ungeheuern, wohl-

wohlthätigen Feuerkörper, der unaufhörlich seine durchdringliche, leuchtende Materie auf den Erdball ausgießt und in alle irdische Körper strömt. Aber umsonst entwickelte das einsame Blümchen seinen Balsamduft, umsonst war das Gewässer mit Nahrungsstoffe für Millionen Geschöpfe geschwängert, umsonst reifte die Frucht, umsonst war zahlloser Stoff für die Sinnenwelt da; — zwar war in den feinen Röhrenchen der Gewächse Leben; zwar war Leben in der Natur, aber doch schien alles Streben der Natur nur Verschwendung, weil nirgends ein Geschöpf da war, das den Genuß empfand und dankte, bis endlich todte Erdtheilchen beseelt wurden, die Lerche froh in den Lüften wirbelte, der Adler sich kühn gegen die Sonne hob, der Wallfisch im Meere und die Forelle im Silberbache scherzte, die Biene den Blumenbalsam einsammelte, die buntfarbige Raupe ihrer allegorischen Verwandlung entgegen kroch und eine geputzte microscopische Welt umher schwärmte. Nun, nachdem die Erde genussvoll und belebt in ihrem Sonnen-Systeme schwamm, nun, so sagt die Geogonie der Vorwelt, wurde ein Klumpen Erde von dem Welteschöpfer zu dem Geschöpfe be-

seelt, welches einen Funken der göttlichen Vernunft einathmete; einen Funken, der diesem Wesen die Erde zum Lehne gab, durch den er Wüsteneyen in üppige Fluren umschafft, durch den er sittliche Gefühle abwiegelt, ethische Harmonie und Disharmonie mischt, wie er die Bahn der Planeten und ihrer Monden berechnet. Das war der erste Mann. Er machte sich sein neues Vaterland bekannt, so gut er konnte; genoß und bangte doch, weil eine ihm unbekannte Empfindung, — heut zu Tage Einsamkeitsgefühl benahmt, — ihn füllte. Eines Tages, als er sich dem Schlafe überlassen hatte, schuf der Schöpfer aus Theilchen seines Körpers ein ihm ähnliches Geschöpf, Weib genannt. — Als nun der erste Mann aus seinem Schlafe erwachte, staunte er das herrliche, ihm neue Wesen an, — neue Gefühle gingen in seiner Empfindungskraft auf, — Zauber bemächtigte sich seiner, — und als die mächtige, glühende Empfindung sich endlich mit der Betrachtung verbinden liefs, rief er: dies ist mein Bein, mein Fleisch, — schloß das Weib in seinen Arm und — sie ward sein Weib. Dies ist die Geschichte der ersten Ehe in der dunkeln Welt; die Geschich-

te der Ehe des ersten Anherrn des Menschengeschlechts. Eine Ehe, bey der alle Zwecke der Ehe zusammen treffen, aber bloß Natur. Ehe ohne alle Form, Feyerlichkeit und Einschränkung, welche bürgerliche Gesellschaft erforderlich macht. Die Ehezwecke hatten, dem Wesentlichen nach, ein unwiderstehliches Interesse für sie. Naturtrieb erzeugte Kinder, — welches Staunen! das erste Kind in seinen Arm zu schliessen. — Der Reitz, eine Menschengestalt im Kleinen zu erblicken, mußte sie unwiderstehlich zur Pflege des Kindes antreiben, und das Wachsthum desselben mußte sie mit der Hoffnung bekannt machen, aus dem kleinen Menschen einen großen aufzuziehen, mußte um so mehr reger Antrieb zur Thätigkeit bey der Erziehung werden. Liebe, Gesellschaftstrieb und Bedürfnis verband das erste Ehepaar zur wechselseitigen Unterstützung in ihren Menschheitszwecken. —

Lange dauerte in jener dunkeln Welt nur die Familiengesellschaft fort, ohne bürgerliche Gesellschaft, ohne ein Volk oder einen Staat auszumachen. Die Familien hatten einen gemeinschaftlichen Regenten, ihren Hausvater. Es waren überall Naturmenschen und Natur-

ehen. Die Kinder Gottes, sagt unser ältester Schriftsteller *), indem er von Noahs Zeiten spricht, sahen sich um nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. —

Bedürfnis zwang aber doch bald die Menschen zur Auswanderung. Familien verbanden sich unter einander, suchten gemeinschaftlich ein neues Vaterland, versprachen sich Schutz, wählten sich dazu einen Mann, der ihr Vertrauen und ihre Achtung hatte, und fingen an, Völker zu werden. So war schon zu Abrahams Zeiten in Aegypten ein förmlicher Hof. Schon fing in diesen Zeiten ein Weib ein heiliges Eigenthum zu werden an **), aber Vielweiberey war gewöhnlich, und Eifersucht hinderte nicht die Sarah, ihrem Abraham eine Aegyptische Slavinn zu überlassen ***). Von Feyerlichkeiten dabey wußte die damahlige Zeit wenig. Isaacs Geschäftsträger sah die Rebecca, machte ihr im Nahmen seines Herrn den Antrag zur Ehe, schenkte ihr Galanterien

*) 1 B. Mos. VI, 2.

**) 1 B. Mos. XII, 18.

***) 1 B. Mos. XVI, 1—3.

nach damahliger Sitte, wiederholte den Antrag bey ihren Verwandten, und da er nicht Aufschub geben wollte, zog Rebecca mit ihm zu seinen Herrn hin *) und ward sein Weib. Mit Moses, sagt unser groſſe Schlözer **), bricht die Morgenröthe der Geſchichte an. Durch dieſen Schriftſteller erhalten wir mehrere umſtändlichere Nachrichten von den Ehen der damahligen Zeit, indem er die Geſchichte ſeines Volkes, der Hebräer ſchreibt. Nach einer gemeinen Sitte des Orients, die auch unter den Arabern und Syrern herrſchte, wurden auch bey den Hebräern die Frauen gekauft; zuweilen wurden ſie mit Geld, zuweilen zur Hälfte mit Geld und zur Hälfte durch Dienſtjahre bezahlt. Der Verführer eines Mädchens mußte ſie heirathen, und das Moſaiſche Geſetz beſtimmte ſodann ihren Preis. Nach Michaelis, in ſeinem Moſaiſchen Rechte ***), verkaufte der Vater oder ein Anverwandter die Braut. Zwischen Verlobung und Heirath

*) 1 B. Moſ. XXIV.

**) Weltgeſchichte im Ausz. und Zuſammenh., Th. 1. S. 96.

***) 2. Ausg. Th. 2. S. 142.

war gemeiniglich ein Zeitraum von 10 Monaten oder einem Jahre gebräuchlich. Dann wurde die Hochzeit gefeyert, wobey unter dem wohlhabenden Theile des Volkes das Gastmahl bis eine Woche hindurch dauerte. Am ersten Abende brachte der Vater oder ein Verwandter der Braut dieselbe, wahrscheinlich verhüllt, in's Schlafgemach des Bräutigams und wartete die Zurücklieferung des Betttuches, als einer zur Rechtfertigung der Braut erforderlichen Ceremonie, ab, wovon Michaelis am angeführten Orte und ein neuerer Schriftsteller über den Werth und Zeichen u. s. w. weitläufig gehandelt haben. Fiel diese Ceremonie für die Rechtfertigung der Braut nachtheilig aus, so war keine Verbindlichkeit zur Ehe weiter da, und es beruhte auf dem Bräutigam, ob er sie sogar peinlich anklagen wollte. Die gekauften Frauen waren eingeschränkt in ihrer Freyheit, es war immer eine Art von Dienstkauf; jedoch wurden auch Ehen ohne Kauf geschlossen, und bey diesen waren die Frauen schon freyer. Es war eine Sitte dieses Volkes, den Söhnen, bis sie sich verheiratheten, eine Leibeigene als Maitresse zu geben, die sodann aber standesmäßig unterhalten werden mußte, wenn sich der

Sohn verheirathet hatte, oder sie wurde ohne Loskauf frey *). Ueber Feyerlichkeiten bey Vollziehung der Ehe hat Moses keine besondern Gesetze gegeben, daher beschäftigten auch keine Einweihungen oder ähnliche Feyerlichkeiten ihre Volkspriester. Das sogenannte Leviratsrecht, ein älteres Recht als das Moaische Gesetz, gebeth, dafs, wenn einer ohne Kinder starb, sein Bruder die hinterlassene Wittwe heirathen muste, und dafs der in dieser Ehe erzeugte Sohn dem verstorbenen Bruder durch eine Erdichtung des Rechts zugehören und sein Erbe seyn sollte. So gewöhnlich in den ältesten Zeiten Vielweiberey war, so schränkte jedoch Moses die Zahl der Frauen auf vier ein. Diese hatten unter sich einen verschiedenen Rang. Der Mann nahm auf Verlangen der Frau ihre Slavinnen, oder auch, ohne sich auf ihre Einwilligung einzuschränken, die seinigen zu Nebenfrauen, in deren Verhältnisse aber der Mann doch Herr blieb **). Verschiedenheit des Standes, die überhaupt unter diesem Volke nicht Statt fand, machte

*) 2 B. Mos. XXI, 9—11.

**) 2 B. Mos. XXI, 7—9.

keine Misheirath. Nur durfte kein Priester ein Mädchen von schlechtem Rufe, eine Geschiedene, und kein Hoherpriester überdies eine Wittwe und Ausländerin heirathen. Jeder andere Israelit aber durfte sich mit ausländischen Mädchen verbinden, wenn es nur keine Cananiterin war. Die Lage der Töchter war schlimm genug. Sie erbten weder von ihren Vätern, noch erhielten sie einen Brautscatz, ob ihnen gleich bey ihrer Verheirathung einige Slavinnen mitgegeben zu werden pflegten. Das Recht mußte demnach auf andere Art für das schöne Geschlecht sorgen. Hatte eine Wittwe Kinder, so waren diese verbunden, ihre Mutter zu ernähren; war dieses nicht der Fall, so mußte der nächste Verwandte des ohne Nachkommen verstorbenen Mannes sie heirathen, oder sie dem folgenden nächsten Verwandten überlassen, bey Verlust des Anspruchs auf die Erbschaft ihres verstorbenen Mannes. War sie nicht heirathbar, so mußte der Erbe ihres Mannes sie so gut als seine Frau unterhalten.

Die Hebräer waren das erste Volk, das sich von seinen Zeitgenossen, den Aegyptern, Cananitern und andern heidnischen Völkern

dadurch unterschied, daß sie Gesetze über Blutschande gaben und sie auf die in dem 18ten und 20sten Capitel des 3ten Buchs Mosis bestimmten Blutsverwandten ausdehnten. Die Frauenzimmer, da sie sonst immer verschleyert seyn mußten, durften sich ohne Schleyer nur vor den Verwandten sehen lassen, mit denen sie in einem verbotenen Ehegrade standen. Je mehr sich bürgerliche Gesellschaft ausbildete, je mehr wurde Sittlichkeit Staatsforge. Vorher war der Hausvater uneingeschränkter Despot in seiner Familie. Nun sind wir schon in Zeiten, wo der Gesetzgeber durch bestimmte Strafen der vernachlässigten Sittlichkeit, also auch vorzüglich der hinten angesetzten ehelichen Sittlichkeit Einhalt zu thun strebte. Ehebruch zog für die Ehefrau und den Verbrecher Todesstrafe nach sich *). Diese bestand in der Steinigung **). Jedoch konnte der Mann von seiner Frau einen Reinigungs- eid fordern, ob sie gleich, wenn sie ihn geschworen hatte, keine Genugthuung vom Manne fordern oder gegen ihn klagen konnte,

*) 3 B. Mos. XX, 10.

**) Michaelis a. a. O., Th. 5, S. 241.

Dieser Eid ward mit besondern Feyerlichkeiten abgelegt, welche Michaelis beschrieben hat. War aber die Ehebrecherin eine Unfreye, so ward sie nur mit Schlägen gestraft. Die Israeliten waren also das erste Volk, welches, nachdem sich bürgerliche Gesellschaften gebildet hatten, deren Gesellschaftszweck es erforderte, den Handlungen der einzelnen Staatsbürger eine gewisse Form zu geben, um den individuellen Menschheitszweck, dem Gesellschaftszwecke gemäß, zu modificiren, der Ehe eine bürgerliche, gesellschaftliche Form gab. So wie sich Völker vereinigten, so wirkten sie ihrem National-Charakter und ihrem Gesellschaftszwecke, welche immer fixirter wurden, gemäß. Das groſse Augenmerk der Gesetzgeber dieses Volkes, welches endlich auch der Geist des ganzen Volkes wurde, war religiöse Verfassung, die in jeden Zweig ihrer Staatsverwaltung hinein verwebt wurde. Nicht auf Feyerlichkeiten, sondern auf diesen Gesichtspunct bezog sich daher die Gestalt, welche die Ehe unter diesem Volke erhielt. Auf diesen Gesichtspunct hatte die Gesetzgebung, deren Gegenstand die eheliche Verfassung war, ihre Augen geheftet.

Die ehelichen Verhältnisse anderer Völker verdienen keiner Erwähnung. Bey den Aegyptiern, den Cananitern, den Arabern, den Persern waren keine Begriffe von Blutschande; bey den letztern billigten sie sogar ihre Magier. Es war in diesem Puncte eine Rohigkeit in den Begriffen, welche des Andenkens unwürdig ist *).

Hingegen, während die Hebräer nur noch am Jordan grafeten, bildeten sich schon die Wilden, die in Griechenland lebten, durch neue Ankömmlinge aus gesitteten Weltgegenden zu einem Volke, das seine alte Wildheit, in der es zerstreut gelebt hatte, mit dem Besitze der sanftesten Feinheit vertauschte. Phoroneus, ein Sohn des Inachus, wird unter ihnen als der erste Stifter einer bürgerlichen Gesellschaft angegeben; denn vorher waren Familienverbindungen, Männer- und Elternherrschaft die einzigen Spuren einer Regierung. Nach und nach wählten sich die einzelnen Völ-

*) Beweis ist in der sehr fleißig gearbeiteten Dissertation des Herrn Prof. Hofacker: *Historia et ratio iuris incestum prohibent*, Tübingen 1787.

kerfchaften Männer von ausgezeichneten Verdienften zu Heerführern, die fie Könige nannten und deren Würde erblich war. Dennoch ward Recht und Unrecht fast durchgängig auf der Wage der Billigkeit und des Herkommens abgewogen, obfchon vorzüglich Cecrops positive Gefetze gegeben hatte. Mit der Zeit ward ihre Regierungsform immer mehr und mehr democratifch. Den Königen folgten die Archonten, welche die Gefetze des Draco einfchränkten, worauf fodann Solon die bisherige Aristocratie in eine Democratie umfchuf. Nachdem Pififtratus das Staatsruder an fich geriffen hatte, trat das Volk in's Mittel; Klisthenes fchlug eine neue Form vor, und man wählte einen Senat von fünf hundert Beyfitzern. So erhob fich ftufenweife Athen und Lacedämon zu den angefehenften Staaten in Griechenland. Cecrops, fagt die Tradition, foll zuerft den Eheftand eingeführt haben, d. h.: er gab zuerft diefer Verbindung eine bürgerliche Form, einigte den einzelnen individuellen Menfchenzweck mit dem allgemeinen Menfchheitszwecke der Mitglieder, aus denen die bürgerliche Gefellfchaft zufammen gefetzt war, damit die Erreichung jenes einzelnen Zweckes

den allgemeinen nicht hindern möchte. Die Eltern mußten allemahl vorher in die zu schliessende Ehe einwilligen. Lebten sie nicht mehr, so war die Einwilligung des Bruders oder des Vormundes erforderlich, wobey verschiedene feyerliche Formeln gebräuchlich waren. Die Athenienser heiratheten ohne Mitgift; nachher ward es Gebrauch, daß die Väter ihren Töchtern weiblichen Schmuck und einen Theil der Heerde mitgaben. In der Folge ward die Aussteuer zu einer Nothwendigkeit, wenn sie auch von keiner Erheblichkeit war. Bey ihrer Bestimmung und bey den dabey abzuredenden Bedingungen wurden Zeugen hinzu genommen, und der Bräutigam stellte über den Empfang derselben einen besondern Schein aus. Dann ging die Frau in Bezug auf die Mitgift allen übrigen Gläubigern des Mannes vor. Hingegen war bey den Lacedämoniern eine Ausstattung nicht nothwendig.

Die Verlobten schwuren sich lebenslängliche Treue, sie gaben sich die rechte Hand, und ein Kuß war das Siegel. Vor der wirklichen Verheirathung stellte man zu Athen die Bräute der Diana vor, welches zu Brauron, im Atheniensischen Gebiete, gewöhnlich den

Tag vor der Verheirathung geschah, wobey man sich das Haar abschor, welches überhaupt bey mehreren Völkerschaften Griechenlands, den Göttern zu opfern, ein religiöser Gebrauch war. Die Attischen Mädchen heiligten überhaupt, schon wenn sie mannbar wurden, der Diana ein Körbchen mit Galanterien. Auch wurden zugleich der Diana Opfer gebracht, wobey aber die Galle der Opferthiere hinter den Altar geworfen ward, weil man sie der Göttin, die sich für die Liebe interessirte, für unangenehm und vielleicht in der künftigen Ehe für entbehrlich hielt. Bey der Hochzeit wurde das verlobte Paar und das Hochzeithaus mit Blumen und Kränzen geschmückt. Gegen Abend wurde die Braut aus dem väterlichen Hause zu Fuß oder zu Wagen, je nachdem es die Umstände zulassen wollten, dem Bräutigam zugeführt. Ein besonderer Brautführer begleitete sie. Vor ihr her trug man Hochzeitfackeln, sang Brautlieder, Hymenäen, von Jünglingen und Mädchen angestimmt, und vereinigte damit Tanz. Beym Eintritte ins Haus schüttete man Feigen und andere Früchte über die Neuvermählten. Dann folgte das Gastmahl, von Gesang und Tanz begleitet. Das

Chor der Mädchen und Jünglinge stimmte wieder seine Brautgefänge an. Nach geendigtem Tanze führte man die neuen Eheleute zu dem möglichst prächtig ausgeschmückten Ehebett; überliefs sie sich, und tanzte vor der Thüre, wobey das Chor der Mädchen und Jünglinge, so wie den nächst folgenden Morgen, aufs neue Epithalamien sang. So reihete man viele Tage der Freude an einander.

Die Jahre der Verheirathung waren gesetzlich bestimmt. Vielweiberey wurde in der Regel in Griechenland nicht verstattet, nur in dringenden Nothfällen findet man Ausnahmen. Zwischen Eltern und Kindern war Blutsverwandtschaft ein Ehehinderniß. Die Athenienser durften ihre Schwestern heirathen, die mit ihnen von einer Mutter geboren waren, aber nicht die, welche von einem gemeinschaftlichen Vater abstammten. Auch Lykurg erlaubte die Ehen zwischen Geschwistern von einerley Müttern, aber verschiedenen Vätern. Wittwen heiratheten selten, ob es schon nicht ausdrücklich verbothen war; wenigstens warteten sie fünf Jahre nach dem Tode ihres Mannes. Selbst in dem blühendsten Zeitalter Griechenlands lebte das schöne Geschlecht sehr einsam

in einem besondern Theile des Hauses, welcher am meisten abgefondert war, der höchste zu seyn pflegte und von seiner Bestimmung einen besondern Griechischen Namen erhielt. Vorzüglich waren die unverheyraetheten Mädchen, deren Aufenthaltsort fast stets verriegelt und verschlossen war, und die neuverheiratheten Frauen, die nur bis an die Thüre des Vorhofes kamen, ein Hauptgegenstand der Wachsamkeit. Welche das Glück hatte, Mutter zu werden, war schon ungebundener. Selten, aber nie ohne Schleyer, durften sich Damen öffentlich sehen lassen. Bey den Lacedämoniern waren nur die Verheiratheten verschleyert, da hier die Freyheit des schönen Geschlechts im allgemeinen weit weniger, als zu Athen begränzt war. Solons Ehegesetze waren vorsichtig und weise; dessen ungeachtet giebt es Beyspiele, daß sie vor dem richterlichen Tribunale selbst lächerlich gemacht wurden *). Der Geschlechtstrieb hatte eine zu unsittliche, verderbte Richtung erhalten **). Daher war das Schick-

*) S. recherches philosophiques sur les grecs par M. de Paw t. I. p. 193.

***) Paw a. a. O., S. 120.

Schickfal so vieler Familien so vergänglich; daher arteten sie so leicht und bald aus. Ueber dies verfehlten die Ehen ihren Zweck häuslicher Glückseligkeit durch die leichtsinnigen Grundsätze in Rücksicht auf Ehe und durch Unmäßigkeit im Weintrinken von Seiten des weiblichen Geschlechts; eines Weines, der so dicke war, daß man ihn durch eine zugesetzte unbestimmbare Menge Wassers erst verdünnen mußte; der jene Bacchantinnen beseelte, welche sehr oft die Ruhe der Familien und die einer Gegend störten, und deren Ausschweifungen und Zügellosigkeit die religiöse Fabellehre begünstigte. Zwar arbeiteten die Gesetze dem sittlichen Verderben entgegen und bestraften die Verführung des schönen Geschlechts hart. In Athen wurde der Ehebruch willkürlich nach Befinden der Umstände bestraft; in den übrigen Staaten Griechenlands nicht selten mit dem Verluste der Augen. Sparta, dessen Sitten strenger waren, so lange es seiner eigenthümlichen Verfassung treu blieb, kannte dieses Verbrechen nicht, suchte Ruhm darin, es nicht zu kennen.

Hier hatte also die Ehe in bürgerlicher Gesellschaft wiederum unter diesen Völkern

Griechenlands eine verschiedene Form erhalten, welche eine Folge des National-Charakters, aber eines ganz verschiedenen von dem jener Hebräer, war. Die Form der Ehe in Griechenland erstreckte sich bey weiten mehr auf Prunk, Eitelkeit, Freude und unwichtige, unerhebliche Feyerlichkeiten, als auf wesentliche Punkte, die den wahren Zweck der Ehe in einem Staate befördern und unterstützen. Es war die Schöpfung des National-Charakters eines üppigen, weichlichen, leichtfinnigen, wolüstigen Volkes, dessen Neigungen und Leidenschaften durch Klima, Wohlstand und Grundsätze des damahligen Zeitalters genährt wurden, und welches sich Religion und jedes bürgerliche Verhältniß auf den Grund seines leidenschaftlichen Hanges nach Vergnügen aufbaute.

Bey dem Volke, welches in der alten Geschichte die glänzendste Rolle übernahm, indem es der Eroberer eines grossen Theils der Völker der damahligen Zeit wurde, bey den Römern, finden wir unter allen Völkern der alten Welt die meiste Zweckmäfsigkeit und Vollständigkeit in Bestimmung der gesetzlichen Form der Ehe und eines vernünftigeren Eherechts.

Schon Romulus, der erste Gesetzgeber dieses Volks, fing bey der Modification der Ehe nach dem Gesellschaftszwecke an. Er führte zwey Formen ein, unter denen eine Ehe alle gesetzliche Wirkungen im Staate erhalten sollte. Die älteste war die Confarreation *). Sie geschah vor zehn Zeugen mit gewissen Formeln und durch ein Opfer von Brot. Diese Ehe machte die Hausgötter des Mannes gemeinschaftlich zu den Hausgöttern der Frau. Jetzt wurde die Braut aus der väterlichen Gewalt in die eheliche ihres Gemahls überliefert, welche, je mehr man in ältere Zeiten zurück geht, immer um so mehr willkührlich, eisern und Despotismus war, bis eine mildere Sonne die Sitten Roms beschien **). Reisen und die nähere Bekanntschaft mit Griechenland, dem man schon in alten Zeiten Gesetzgebung und in spätern Zeiten Ueppigkeit, Verschwendung, Sinnlichkeitsgenuss im Uebermase abborgte,

E 2

*) Dionys von Halikarnafs II, 26. Ulpian's Fragmente Tit. 9.

**) Dieser ehelichen Gewalt unterworfen werden, wird mit dem bekannten Ausdrucke: conventio in manum, bezeichnet,

scheinen viele Feyerlichkeiten bey den Hochzeiten aus dem Schoosse jenes sinnlichen Volkes nach Rom verpflanzt zu haben. Die auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung bey den hochzeitlichen Gebräuchen beyder Völker scheint mir diese Meinung zu rechtfertigen, obgleich freylich diese Gebräuche nicht für eine ängstliche Kopie der Griechischen ausgegeben werden können, da bey den Römern immer etwas von ihrer strengern, ökonomischen Denkart und etwas Nationales sich hinein verwebte. Mit einer Spindel in der Hand verließ die Braut das väterliche Haus, dessen Thürschwelle sie eben so wenig als die ihres neuen Hauses betreten durfte. Diese Heimführung geschah nach Ausgang des Tages, indem sie ihrer Mutter, oder im Falle sie keine hatte, einer ihrer nächsten Blutsverwandtinnen bildlich entführt wurde. Zwey junge Leute führten sie, ein Dritter trug eine Fackel, und zuweilen folgte einer mit weiblichem Hausgeräthe. Die Braut behing die Thürpfosten des eingetauschten Hauses mit weiß-wollenen Binden und bestrich sie mit Wolfsfett. Auf einem ausgebreiteten Schaffelle, welches sie betrat, rief sie den Bräutigam, der ihr die Schlüssel

des Hauses überreichte. Hierauf berührte sie, als eine bildliche Vorstellung ehelicher Treue, Feuer und Wasser. Das Haus des neuen Ehepaars war schon vorher mit Blumen geschmückt. Nachher war das Hochzeitmahl, von Gesang und Tanz begleitet. Unter die jungen Leute warf man Nüsse; endlich begleitete man das neue Paar zum Brautbette, während vor der Thüre Chöre von Jünglingen und Mädchen Hochzeitgesänge anstimmten. Am folgenden Tage opferte die neue Ehefrau den Göttern und der neue Ehemann gab ein Abendessen, und seinen Gästen Geschenke *).

Die zweyte Art, Ehen zu schliessen, war der Ankauf einer Frau, (*coëmtio*,) der von beyden Seiten geschah, aber bloß Ceremonie war. Ein besonderer Hauptschmuck und dazu

*) Diese Feyerlichkeiten des Alterthums haben so wenig Interesse für Verstand und Herz, daß sie wohl schwerlich eine zergliederte Ausführung verdienen, welche man jedoch nach der Denkart früherer Jahre in dem Buche des Briffon: *de ritu nuptiarum*, finden kann. Die vorzüglichsten Feyerlichkeiten hat im vollständigen Auszuge und Zusammenhange bey den

verfertigtes Kleid zeichneten die Braut aus; jedoch war das eigenthümlichste Stück des Anzugs der hochzeitliche Gürtel. Die Ceremonien des Frauenkaufes waren folgende. Eine Römische Münze, (assem,) legte die Frau bey dem Eintritte in das männliche Haus nieder; eine andere gab sie dem Manne unter gebräuchlichen feyerlichen Ausdrücken, und eine dritte Münze opferte sie auf dem Altare des Hausgottes *). Ehen, die auf diese beyden Arten waren geschlossen worden, hatten manche wesentliche Vorzüge vor der dritten Art, durch Besitznehmung der Braut, (usucapio.) Diese dritte Art fand Statt, wenn ein Frauenzimmer mit vormundschaftlicher Einwilligung mit einem Manne als Frau durch ein ganzes Jahr gelebt, und sich nicht vor Ablauf dessel-

Griechen und Römern, so weit sie es verdienen, Eschenburg in seinem Handbuche der classischen Litteratur meisterhaft vortragen, daß man ihm fast wörtlich nach erzählen muß, wenn man eine langweilige Ausführung vermeiden will.

*) Varro beym Nonnio de propr. serm. Cicero de orat. l. I, c. 56.

ben von ihm wegbegeben hatte. Dann war sie zwar ebenfalls eine rechtmäßige Frau, jedoch kam sie nicht unter jene oben gedachte Gewalt des Mannes, welche der Römer mit dem erwähnten Ausdrucke bezeichnete; sie hieß nicht Hausmutter, sondern nur Matrone. Daher hatte sie auch in den ältern Zeiten keinen Anspruch auf Erbschaft. Bey den ersten beyden Formen der Ehen mußte der Bräutigam zuvörderst für eigenes Haus und eigenen Herd sorgen. Diese Arten befreieten auch die neue Ehefrau von der väterlichen Gewalt, indem sie durch diese Ceremonien eine eigene unter väterlicher Gewalt ihres Ehemannes stehende Tochter ward *). So lange sich nun dieses Römische Recht aufrecht erhielt, so lange erbten die Frauen dem Manne als Töchter unter seiner väterlichen Gewalt.

Eine andere merkwürdige Einrichtung des Romulus war ein Familiengericht; ein Institut, dessen Nachahmung in unsern Zeiten mehrere Völker beschäftigt hat, welche aus Vorliebe gegen jene alten Republicaner es gern nachäffen wollen, ohne den Schaden zu

*) A. Gellius Att. Nächte, B. 18, K. 6.

berechnen, der nur zu oft im Hinterhalte mancher äußerlich glänzenden Producte eines Gesetzgebers verborgen liegt. Bey diesen Römischen Familiengerichten versammelte der Mann die Verwandten der Frau, und war ihr Richter. Nicht die Beleidigung der Gesetze, sondern auch die der Sitten war ein Gegenstand dieses Gerichts, wobey die Strafen selbst willkürlich waren. Eine im Ehebruche ergriffene Frau war der Mann auf der Stelle zu tödten befugt. Regelmässig aber war in ältern Zeiten der Ehebruch ganz ernstlich ein Gegenstand der öffentlichen Anklage. Bald aber erschwerte diese Anklage der Verfall der Sitten, welcher einmahl die Bestimmung hatte, eine zerrüttende Krankheits - Materie dieses, dem Anscheine nach, welterobernden Staatskörpers zu seyn; schon legte das Julische Gesetz den Grund dazu, bis endlich der immer mehr und mehr zunehmende Sittenverfall diese obigen Anstalten in den Schlummer wiegte. Ueberhaupt wachte keine besonders dazu angesetzte Magistrats - Person über die Sitten der Weiber; selbst nachdem man Censoren hatte, gaben diese nur auf die allgewöhnliche Art Achtung auf ihr sittliches Betragen.

Gewohnheit und Herkommen und ein doppelter Gerichtsgebrauch, (*disputatio fori responsa prudentum*,) wirkte in den republicanischen Zeiten mächtig auf die Reformation des alten Rechts. Es war eine Folge davon, daß die Ehe mit der väterlichen Gewalt zugleich ihre rohe Strenge und ihren Despotismus abzulegen anfang. Immer seltener wurden in den Zeiten des Freystaates jene symbolischen Schließungen der Ehe; der Verstand reifte mit dem Alter, man sahe vernünftiger Weise mehr auf wesentliche Erfordernisse zur Ehe, mithin fing man die Einwilligung der bey einer Ehe interessirten Theile als den vorzüglichsten Gegenstand der Aufmerksamkeit zu betrachten an. Kinderjahre sind für tändelnde Spiele. So auch die Kindheitsjahre eines Volkes, einer Wissenschaft. So tändelte Rom und seine Rechtswissenschaft in ihren Kindheitsjahren mit der formularischen Jurisprudenz, die auch ihren Einfluß auf Eheverlöbniße äußerte. Vorläufig mußten in Gegenwart der Freunde und Anverwandten, die als Zeugen gegenwärtig seyn mußten, Verlobungen und Ehebereidungen unter dergleichen pünctlich von den Gesetzen vorgeschriebenen Feyerlichkeiten ge-

geschlossen werden, wobey der Vater dem Bräutigam seine Einwilligung gab *). Diese Verlobungen konnten mehrere Jahre vor der wirklichen Verheirathung abgeschlossen werden. In der Folge wurden auch schriftliche Eheverträge gebräuchlich. Der Bräutigam beschenkte die Braut mit einem Ringe, und dann folgte ein Gastmahl. War die Verlobung ordentlich förmlich durch Stipulation geschlossen worden, so hieß die Verlobte *sponsa*; war es aber nur durch einen bloßen Vertrag, *pacta* **).

Da die wechselseitige Einwilligung die Hauptsache war, so bildeten sich nunmehr die Rechtsätze: Personen, die sich durch keinen Vertrag unter einander verbindlich machen können, sind auch zu keiner Verlobung befugt; daher nicht Personen, unter denen Ehe nicht Statt findet; mithin nicht dergleichen nahe Blutsverwandten, ein Vormund oder dessen Sohn mit einer Pflēgbefohlenen ***). Wenn die dabey interessirten Theile in die Aufhebung

*) L. 1. D. de spons.

**) Plautus und Nonnius de propr. serm.

***) L. 14. 15. 16. D. de spons. L. 36. 59. 60. §. 5. D. de rit. nupt.

der Verlobung einwilligten *), oder wenn der Bräutigam, der in einer und derselben Provinz lebte, binnen zwey Jahren, und, wenn er in einer andern lebte, binnen drey Jahren die Braut ohne rechtmäßige Entschuldigung nicht heirathete, so verlor die Verlobung ihre verbindliche Kraft **).

Der Römer betrachtete die Ehe vorzüglich nach dem Naturrechte ***). Daher war auch bey der Ehe die Einwilligung das Haupterforderniß, welches nach Römischem Rechte, — nur mußte diese Einwilligung gesetzmäßig erklärt werden, — eine gültige Ehe bewirkte ****). Die Mannspersonen, die sich verhehelichen wollten, mußten das 14te, und die Mädchen das 12te Jahr zurück gelegt haben. Nachdem das Julische und Papisch-Poppäische Gesetz gegeben waren, erklärte man die Frauen, die vor dem 12ten Jahre geheirathet hatten, nicht für vollkommene Frauen, (*quasi uxores.*) Die

*) L. 1. C. de spons. L. 2. §. 1. 2. D. de divort.

**) L. 2. C. L. 17. D. de sponsal.

***) L. 1. §. 3. D. de iust. et iur.

****) L. 30. D. de r. i. L. 15. D. de cond. et demonstr.

Vielweiberey war verbothen *). Auch fand nur eine rechtmässige Ehe, welche alle gesetzliche Wirkungen haben sollte, zwischen zwey Römischen Bürgern Statt: eine Grille, die sich unter den meisten Völkern eingewurzelt hatte. So war es in Athen durch ein Gesetz des Perikles, wie Plutarch in dessen Leben erzählt, verbothen, sich mit Ausländern zu verehelichen, so lange dieses nicht durch besondere Völkerverträge begünstigt wurde. Der Römische Bürgerstolz ging so weit, daß nicht einmal mit den Einwohnern aller Provinzen, denen sie das Bürgerrecht gegeben hatten, Ehen geschlossen werden konnten. Sie nannten die von einem Römer mit einer Ausländerinn erzeugten Kinder *hybridae*, d. i.: eine neue Menschen-Race. Mit dem Rechte der Ehe mußte erst eine Provinz ausdrücklich beliehen werden, wenn ein Römer mit einer Bürgerinn derselben, oder umgekehrt, ein Bürger derselben Provinz mit einer Römerinn eine gesetzliche Eheverbindung sollte schliessen können. Jene berühmte Antoninische Verordnung, welche

*) §. 6. Inst. de nupt. L. 2. C. de inc. nupt. L. 18. C. ad L. Iul. de adult.

Allen, die im Römischen Gebiete lebten, das Bürgerrecht ertheilte, änderte dieses in der Masse ab, daß sich in der Folge diese Ehebeschränkung nur noch auf Barbaren, d. h.: Völker außerhalb Römischen Gebietes, bezog. Schon in den Jugendjahren Roms wurden die Heirathen in auf- und absteigender Linie, zwischen Geschwistern und solchen Seitenverwandten, die zusammen in einem älterlichen Verhältnisse standen, (*respectus parentelae*,) verbothen, (*nuptiae incestae*.) Schon die Gesetze der zwölf Tafeln begründeten die Grundsätze von Misheirathen, indem sie die Ehen zwischen patrizischen und plebejischen Geschlechtern untersagten. Die Ehe eines Römischen Senators oder seiner Kinder mit einer Freygelassenen, oder die eine verächtliche Lebensart getrieben hatte; die Ehe eines Freyen mit einer Person, die für Geld ihren Körper Preis gegeben hatte: auch diese Ehen waren Misheirathen. Personen, die unter sich Ehebruch getrieben hatten, sollten sich eben so wenig ehelichen, als ein Entführer das entführte Mädchen *). Die Ehe eines Vormun-

*) L. 26. D. de rit. nupt.

des oder dessen Sohnes mit der Pflēgbefohlenen wurde, so lange die vormundschaftliche Rechnung noch nicht abgelegt war, dem Staate für nachtheilig angesehen. Das schöne Geschlecht stand unter einer beständigen Vormundschaft, welches auch bey den barbarischen Völkern gewöhnlich war. Die kriegerischen Verwüstungen der Römischen Eroberungsfucht mußten bald Gesetze nothwendig machen, deren Gegenstand Bevölkerungsvorforge war. Daher die vielen Ehegesetze, unter denen sich vorzüglich das Julische und Papisch-Poppäische auszeichnen.

In Rom brach also schon der Tag durch die Dämmerung, die allgemein die Rechtswissenschaft der alten Welt umhüllte, und breitete auch sein Licht über die Ehen; schon war Rom die Wiege eines vernünftign Eherechts, welches sich über die wesentlichen Erfordernisse zu einer Ehe, über die Rechte in Hinsicht auf die Personen und das Vermögen der Ehegatten und ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten, so wie über die allgemeinen Wirkungen einer rechtmässigen, gesetzlichen Ehe weit zweckmässiger und genauer als bey jedem andern Volke erklärte.

Für das Eherecht, so wie in jeder Hinsicht für die ganze Welt, wurde das 30ste Jahr der Herrschaft Augusts, das Geburtsjahr Jesu Christi, so äusserst wichtig, dass man, ob sich gleich der mächtige Einfluss nicht augenblicklich und unmittelbar äussert, dieses Jahr auch in der Rechtsgelehrsamkeit zu einer besondern Epoche ansetzen muss. Nicht, dass Christus selbst unmittelbare Belehrungen gegeben, oder ein Eherecht eingeführt hätte, — denn sein Zweck war nicht, sich über das bürgerliche Recht auszubreiten, — und überhaupt haben wir der Belehrungen, welche die Ehe betreffen, von ihm wenige. Er schien mehr auf jene unverfälschte Naturehe der ersten Menschen im Garten Edens hinzuweisen, und in den bürgerlichen Verhältnissen der Ehe auf das Mosaische Gesetz. Auch erklärten sich seine Apostel nur über einige sittliche Grundsätze, welche die Ehe betreffen. Der Mann soll seiner Gattin Führer; sie aber dagegen ihm gehorsam seyn *); aber auch allen Anspruch auf die ganze Liebe ihres Mannes haben **).

*) Ephes. V, 22.

**) Ephes. V, 25.

Sie forderten von Christen Delicateſſe und Reinigkeit der Gefühle, bey welcher der Gedanke, ohne That, die Sittlichkeit verunreinigen kann. Daher erklärten ſie ſehr richtig ſchon den Wunsch nach Ehebruch für Ehebruch in Hinſicht auf Reinigkeit des Herzens, auf wahre Sittlichkeit. Sie erklärten jede unerlaubte Richtung, welche der Geſchlechtstrieb nahm, für Handlungen, welche das Herz des Menſchen verderben, ſeinen Verſtand verblenden, und ihn zu jenen Gefinnungen unfähig machen, welche den Menſchen Gott nähern *). So wenig alſo von Chriſto oder ſeinen Apoſteln ein Eherecht gegeben wurde, ſo keimte, blühte und reifte doch in der Folge in dem Schooſe der Kirche, welche ſich auf den Grund der Lehre Chriſti erbaute, und ſich ſo unglaublich ſchnell ausbreitete, ein Eherecht voll von Eigenthümlichkeiten, welches in dem nachher bekannten kanoniſchen Rechte begriffen war, und wieder auf das Römische Recht einen mächtigen Einfluß hatte, den es bis auf alle heutige Rechte ausgedehnt hat. Die Meinungen der
Kir-

*) Gal. V, 16. 17. 18. 1. Cor. VI, 9. Matth. XV, 18. 19.

Kirchenväter brachten viele Spitzfündigkeiten im Eherechte auf, wohin die Eintheilung in *sponsalia de praesenti et de futuro* gehört, und man sieht aus vielen Stellen in ihren Schriften, welche Gratian Causs. XVII, 9, 2 gesammelt hat, daß sie die Eheverlöbniße selbst schon für eine Art von Ehe hielten.

Man findet unter den jüdischen Schriftstellern Nachrichten von einer Art von Segnung bey Schließung der Ehen, die aber nicht von Priestern geschah. In der ersten christlichen Kirche hatte sich auch der Gebrauch eingeschlichen, der aber auch bey andern wichtigen Vorfällen des Lebens gebräuchlich war, daß sich Bekannte segneten, und so auch bey der Ehe den Neuverlobten ihren Segen mittheilten. Ganz natürlich mischten sich in der Folge Priester hinein, und machten endlich mit Auflegung der Hände den Anfang. Aber doch blieb es noch immer eine bloß kirchliche, zwangslose Vorschrift, weil Eheangelegenheiten selbst zu den Zeiten der christlichen Kaiser noch zu dem Ressort der weltlichen Gerichtsbarkeit, nicht zu dem der Kirche geschlagen waren. Daher findet sich auch keine Spur von einem Gesetze der christlichen Kai-

fer, welches diese Segnung als ein wesentliches Erforderniß bey Schließung einer Ehe vorgeschrieben hätte; es mangelt sogar daran noch im Justinianischen Gesetzbuche. Endlich aber wurde dieser Gebrauch zuerst im Occidente und nachgehends im Oriente durch öffentliche Gesetze vorgeschrieben. Die priesterliche Einfegnung schreibt sich daher von der in der ersten christlichen Kirche üblichen Gewohnheit, die Ehe in Gegenwart eines Priesters und der christlichen Gemeinde abzuschließen *), nicht aber aus den Novellen Justinians **). In der Folge wurde sie im Oriente vom Kaiser Leo ***), im Occidente von Carl dem Großen bey Schließung der Ehen ausdrücklich eingeführt ****), und von den kirchlichen Gesetzen bestätigt *****). Dieser Umstand war keine unbedeutende, gleich-

*) Böhmer ius ecclesiast. protestant. L. 4, t. 3, §. 8.

**) Nämlich der 74sten Nov., K. 4.

***) Nov. Leon. 89.

****) Just. Henn. Böhmer, a. a. O. B. 4, Tit. 3, §. 25.

*****) C. 1, 2, 3, 4, 5. Causs. 30, qu. 5.
C. 3 X. de cland. despons.

gültige Feyerlichkeit, er hatte auf die Ehe einen mächtigern Einfluß, als man beym ersten Blicke hätte erwarten sollen. Denn nun kleidete man diese Einsegnung in eine ordentliche Form, kleidete sie in eine Messe ein, die Brautmesse genannt; nun war sie nicht nur ein unumgänglich wesentliches Erforderniß; nun entriß man die Ehe nicht nur aus der Classe der Gegenstände weltlicher Verhandlung und warf sie in den Schoofs der christlichen Kirche: — nun umgab sie auch die Glorie der Heiligkeit, nun ward sie Sacrament. — Dieser Einsegnung mußte hierauf natürlich, je schneller der Begriff von Unzertrennlichkeit der Ehen aufwuchs, das öffentliche Aufgeboth vorher gehen, damit man sich bey Zeiten gegen vielleicht unumstößliche Einspruchs- und Einwendungsfälle dadurch sicherte; widrigen Falls sollte eine ohne dieses vorläufige Aufgeboth geschlossene Ehe nur als eine heimliche Winkelehe, (*matrimonium clandestinum*,) angesehen werden. Dieses Aufgeboth, eine unter solchen Verhältnissen sehr zweckmäßige Anstalt, wurde *bannum* genannt *),

F 2

*) C. 27 X. de spons.

und ist eine Edictal - Vorladung derer, die durch Schließung einer concreten Ehe ihr Interesse verletzt glauben, daß sie binnen bestimmter Frist bey Strafe eines ewigen Stillschweigens ihre vermeintlichen Einwendungen dagegen beybringen sollen *). Dieses Erforderniß des kanonischen Rechts wurde in dem Tridentinischen Concilium wiederholt und drey Mahl ausdrücklich vorgeschrieben. Die Heiligkeit der Ehen, als Sacrament **), welche die Kirche unter ihre Obhuth nahm, erkannte keinen gegen eine Ehe eingeschrittenen Vergleich für zulässig, und die Ehe zur linken Hand, (*matrimonium ad morganaticam*), nahm ihre Zuflucht unter die Fittiche der Kirche, und fand auch da die gesuchte Zuflucht, weil sie doch ein für alle Mahl unter die nach den kirchlichen Gesetzen und Vorschriften geschlossenen Ehen, also unter die von der Kirche genehmigten zu rechnen war, wenn sie auch schon nach den bürgerlichen

*) C. ult. X. qui matr. acc. poss.

**) Conc. Trident. sess. 24 de sacr. matr. Can. 1, 3, 4, 11, 12 de reform. matr. C. 1, 4, 5.

Gesetzen wegen der Ungleichheit des Standes der Ehegatten für keine gesetzliche Ehe gehalten wurde.

Anfänglich kannte man nur die verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft nach Römischem Rechte, in auf- und absteigender Linie, unter Geschwistern und Seitenverwandten, unter denen ein dem älterlichen ähnliches Verhältniß eintrat, (*respectus parentelae*.) Theodos der Grosse gab hierauf eine Verordnung, worin Geschwisterkinder für ehefähig erklärt wurden *). In der Folge kam dieses Gesetz wieder ab, bis es Justinian erneuerte **). Dieses Gesetz war ein reichhaltiger Stoff zu Fehden in den Concilien. Nachdem nun die Römischen Bischöfe in der Zulässigkeit der Ehe unter Blutsverwandten täglich schwieriger und bedenklicher geworden waren, so legte endlich Gregor II. im Römischen Concilium gar den Bann darauf, wenn jemand eine Blutsverwandtinn, oder die ein Blutsver-

*) Deren die L. un. Cod. Theod. si ex rescr. nupt. pet., und die L. 3. Cod. Theod. de iure nupt. gedenkt.

**) §. 4. Inst. de nupt.

wandter in der Ehe gehabt hatte, ehelichen würde. Es ist leicht voraus zu sehen, daß dies Veranlassung genug zum Streite über die Frage: Wie weit erstreckt sich Blutsverwandtschaft? geben mußte, und daß man, je mehr persönliches Interesse darunter verborgen lag, den Streit auch mit so viel mehr Heftigkeit führte. Der menschliche Geist ist, wenn er will und wenn es seinen Vorthail betrifft, erfinderisch in Ausfluchtsmitteln. Dies Mahl suchte man sie in der vor-Justinianischen Rechtsgelahrtheit, und machte hernach Jagd auf die Gesetzgebung Justinians selbst. Man beschäftigte sich emsig mit Gradeberechnungen und einigte sich am Ende mit Mühe kümmerlich. Gregor III. bestimmte zuerst im Jahre 731, daß die Blutsverwandtschaft bis auf den 7ten Grad gehen solle und von diesem Zeitpunkte an, dehnte man die Blutsverwandtschaft bis auf den 7ten Grad, und die Eheverbothe bis auf den 4ten Grad der neuen kanonischen Gradeberechnung aus. Dessen ungeachtet wurde doch hier und da, wie auf dem Concilium zu Worms im Jahre 868, das Eheverboth auf alle nur erdenkliche und erinnerliche Blutsverwandtschaft ausgedehnt. Dieses erlitt noch mehr Veränderun-

gen, bis endlich Innocentius III. auf dem General-Concilium im Jahre 1216 die Eheverbothe bis auf den 4ten Grad der Blutsverwandten und Schwägerschaft fest setzte. Zur Zeit der Reformation schränkten sie die Protestanten bis auf den 3ten Grad ein, aber nicht durch öffentliche Landesgesetze, bis Mauritius von Sachsen im Jahre 1543 den Anfang machte, durch ein Landesgesetz die Ehe in seinem Lande in dem dritten Grade ungleicher Linie der Verwandtschaft und Schwägerschaft zu verbiethen, und in dem dritten gleicher Linie zu erlauben. Dieses ahmten die meisten protestantischen Landesherren nach. Hierzu war noch eine so genannte geistliche Verwandtschaft aus der Taufe und Firmelung ausgedacht worden, die aber jedoch durch das Tridentinische Concilium auf die aus der Taufe und Firmelung entstandene Gevatterschaft und Mitgevatterschaft ausgedehnt wurde *).

Nachdem die Gebräuche und die Feyerlichkeiten in der Kirche immer mehr anwuchsen; nachdem sich der Umfang religiöser Denkart immer mehr erweiterte, und daher

*) Sess. 24 de ref. matr. c. 2, 3.

auch fromme Gelübde auf dem höchsten Gipfel des Ansehens standen; nachdem sich auch Schwärmerey mit ins Spiel mischte: wurden feyerliche Gelübde der Keuschheit, welche unter den aufgenommenen Gebräuchen in die Hände eines Prälaten abgelegt waren, ein Ehehinderniß, und so stiefs die Kirche, welche ihr geistliches Wohl dem Staatswohl vorzog, ein zahlreiches Heer in den ehelosen Stand, welches, indem es die so genannten sacros ordines erhalten hatte, ehelos bleiben und an Ehe gar nicht denken durfte *). Auch Personen, zwischen denen ein Ehebruch vorgefallen war, durften sich nicht ehelichen. Ansteckende Krankheit, welche die Ehegatten durch Lebensgefahr an dem ehelichen Umgange hinderte, war ein Ehehinderniß; die Krankheit mochte nun erst entdeckt worden seyn, oder einen Ehegatten überfallen haben.

Gegentheils milderte wieder das kanonische Recht die Strenge des Römischen, und erklärte die Ehen der Unfreyen für von der Kirche genehmigte Ehen, (matrimonia rata,)

*) C. 1 et 2 X. qui cler. vel vovent. matrim. contrah. poss.

ob sie sich gleich dazu die herrschaftliche Erlaubniß auswirken sollten *). Dieses wurde eingeführt, als die Christus - Lehre tiefere Wurzel geschlagen hatte. Leibeigene mußten für die herrschaftliche Erlaubniß einen Zins bezahlen. In der Folge erforderte zwar das kanonische Recht immer noch diese herrschaftliche Einwilligung zu diesen Ehen; waren sie dann aber doch nun einmahl schon ohne dieselbe geschlossen, so hob sie die Kirche deswegen nicht auf, sondern sie wurden von der Kirche als genehmigte, (rata,) von den Gesetzen aber in bürgerlichen Verhältnissen als widerrechtliche Ehen, (illegitima,) betrachtet. Waren die Ehen mit Bewilligung der Herrschaft geschlossen worden, so durften die Herren sie nicht trennen.

Im Jahre 325 unter Constantin dem Großen erhob sich zwar die christliche Kirche, dessen ungeachtet war der Einfluß des Christenthums auf das Eherecht unter den ersten christlichen Kaisern von keiner Erheblichkeit. Die ersten Christen lebten im Drucke, und hatten sich ihre eigene kirchliche Verfassung

*) c. 1. C. 29, qu. 2. C. 1 X. de coni. servor.

und Disciplin entworfen. Obgleich seit dem 4ten Jahrhundert durch den Uebertritt der Römischen Kaiser zur christlichen Religion die kirchlichen Vorschriften und Verfassungen allgemein wurden, so kann man doch erst die Regierung Leo's für den Zeitpunkt annehmen, wo auf die Befolgung dieser Vorschriften von den Unterthanen des Reichs erforderlicher Massen gesehen wurde. Bis dahin war eine Kirchenbusse die einzige Strafe derer, welche in den Kirchengebräuchen und Vorschriften etwas vernachlässigt hatten, aber die Gerichtshöfe mischten sich nicht darein, fern, daß sie z. B. eine Ehe deswegen für null und nichtig erklärt hätten. Alles, was man that, war, die Ehen in solche, die den bürgerlichen Gesetzen gemäß, (*legitima*,) und in solche, die nach den kirchlichen Vorschriften geschlossen waren, (*rata*,) zu unterscheiden.

Auch waren die Römischen christlichen Kaiser zum Theile noch so sehr an die Grundsätze der heidnischen Religion gewöhnt, daß sie viele derselben entlehnten, viele in ihre Gesetzbücher, ihnen vielleicht selbst unbewußt, aufnahmen. So ging es im Justinianischen Gesetzbuche mit der Erklärung des Begriffs der

Ehe *), welche sich auf den ganz ursprünglich heidnischen religiösen Grundsatz gründet, daß eine Frau durch die Ehe der Hausgötter ihres Mannes theilhaft ward. Eben so wird noch von jenem heidnischen Symbole des Feuers und Wassers bey der Ehe in diesem christlichen Volks-Codexe gesprochen **). Freylich konnte wohl den Gesetzgeber und die Rechtsgelehrten, die an dem Gesetzbuche arbeiteten, Vorliebe für ihre Vorgänger, die alten Rechtsgelehrten, verleiten, ihre Sprache und ihren Ausdruck anzunehmen, ohne daß sie sorgfältig genug Sinn, Inhalt und Bedeutung der Worte, deren sie sich bedienten, erwogen, fast so, wie manche unsrer eleganten Rechtsgelehrten sehr oft aus Vorliebe zu ihren Römischen Urbildern in ihren Schriften die Physiognomie der alten Römischen Rechtslehrer anzunehmen und ihre Sprache und ihren Ausdruck sich eigen zu machen, aus allen Kräften strebten. Die Adoption solcher heidnischen Grundsätze ist überhaupt nicht selten; D r e y e r hat in seiner Sammlung vermischter Abhandlungen zur Er-

*) L. 1 D. de rit. nupt.

**) L. 66 §. 1 D. de don. int. vir. et uxor.

läuterung der Deutschen Rechte und Alterthümer im zweyten Theile eine weitläuftige Abhandlung, von dem Nutzen der heidnischen Gottesgelahrtheit in Erklärung der Deutschen Rechte und Gewohnheiten mittlerer Zeit, mit solchen Beyspielen angefüllt. Auch ist es in der Natur gegründet, in welcher der Uebergang zur Abwechselung und Veränderung ohne Sprung sanft hinüber gleitet. So ähndeln sich Sprache, Sitten, Gebräuche und Lebensart angrenzender Länder, wo Sitten und Lebensart an den Ländergrenzen sich fast ganz gleich find, und nur nach und nach durch kleine Zusätze von Veränderungen nüanciren, bis der Uebergang zu den grossen Veränderungen in den Ländern selbst gehörig vorbereitet ist. So ist es auch in den Epochen der Geschichte der Menschheit. In den Zeiträumen der Geschichte ähndeln sich die Gebräuche, die Sitten, der Geschmack und die Grundsätze der Völker, fangen nach und nach an, im Verhältnisse zu den vorigen Gebräuchen, Sitten, Geschmack und Grundsätzen durch kleine Schattirungen von Veränderungen sich zu unterscheiden; diese Veränderungen werden immer wichtiger, bis endlich eine Periode in der Geschichte da ist, die durch

ganz verschiedene neue Gebräuche, Sitten, Geschmack und Grundsätze sich auszeichnet.

Auch Privat-Verhältnisse, die überhaupt oft starke Staatstriebfedern sind, hatten auf manche Verordnungen des Römischen Rechts, in Bezug auf das Eherecht, ihren Einfluß. Man will selbst die Liebe hiervon nicht ausschliessen, und behauptet einen so starken Einfluß der Theodore auf das Herz ihres Gemahls, Justinians, daß dieser Kaiser und Gesetzgeber dadurch zu vielen, zum Vortheile des schönen Geschlechts gegebenen Gesetzen bewogen worden seyn soll *); weswegen auch der gute Bruckner zu einem Programme veranlaßt wurde, worin er untersuchte, ob Justinian ein Weiberkaiser, gewesen sey, welche litterärische Erscheinung erklärbarer wird, wenn man

*) Man führt das privilegium dotis in L. 12 C. qui potior. sunt in pignor., und die Novelle 134, k. 10, zu Beyspielen an, worin Justinian das Gesetz des Constantin in der L. 30 C. ad L. Iul. de adult. aufhebt, und die Strafe des Schwerts, die Strafe einer Ehebrecherinn, in Schläge und Kloster verwandelt.

darauf Rücksicht nimmt, daß Bruckner dieses Programm im Jahre 1705, wo Fragen dieser Art nicht so selten, wie heute, waren, geschrieben hat.

Deutschland wurde den Römern nicht lange vor der christlichen Zeitrechnung als ein Land bekannt, welches alle Zeichen der Wildheit an sich trug, und welches von verschiedenen Völkerschaften bewohnt war, deren Ursprung und Einwanderung man nicht kannte, und die damahls noch das Leben der herumziehenden Völker führten. Die höchste Gewalt hatte hey ihnen einen kleinen Umfang, und war in den Händen der Völker selbst und ihrer Oberhäupter. Oeffentliche Angelegenheiten waren Gegenstände der Berathschlagung in Volksversammlungen. Der Adel und die Freyen machten das Volk aus. Die Religion lag zu den Füßen mehrerer Götter, welche Priester in geweihten Hainen durch Opfer verföhnen und deren Willen sie durch geheime Künste erforschen wollten; zu welchem Zwecke Religions-Künstler und Zauberer mitarbeiteten, sich aber auch dafür einen desto stärkern Volkseinfluß zueigneten. Man hatte Eigenthumsrecht und Leibeigene. Die Ehe wur-

de durch Kauf, mit Rücksicht auf Stand, geschlossen. Die Herrschaft des Mannes hatte keine bestimmten Grenzen; dagegen kam der Frau von ihm die Morgengabe zu. Vorzüglich durch schlechte Aufführung konnte eine Frau Ehescheidungen veranlassen. Den Concubinat duldeten die Deutschen Gesetzgeber, wie ihn die Römischen in ältern Zeiten geduldet hatten. Als die Deutschen erst Ackerbauer geworden waren, dann hatten sie größten Theils ein getheiltes Eigenthum und einen gemeinschaftlichen Genuß ihrer Güter. Kein Deutsches Volk hatte sich zu einer solchen Herrschaft erhoben, als die Franken unter Carl dem Großen. Dieser Regent zwang alle vorhin unverbundene Völker durch Waffen in eine Verbindung. Nebst seinem Vater erhob er den Römischen Bischof zur Macht und Würde eines weltlichen Fürsten. Dafür legten ihm die Bürger Roms und ihr Bischof den Namen eines Wiederherstellers des abendländischen Kaiserthums bey, und er fuhr in der Bildung seiner Völker fort. So ging es, bis unter Ludwigs Söhnen durch die Zersplitterung in drey Reiche, Italien, Frankreich und Deutschland, die wieder durch öftere Theilungen ihre Schwä-

che vermehrten, die auswärtigen Feinde furchtbar, Landesunsicherheit und das Lehns - System befördert wurden.

Als die verschlossenen Schätze der Weisheit des Alterthums, Geistlichkeit und Anarchie die Völker noch an Rohigkeit fesselten, waren die Versuche zu ihrer Bildung bloß ohnmächtig. Hildebrand, jener Kreuzzüge - Stifter, erweiterte sehr angelegentlich den Umfang seiner Macht. Die Stiftung der Ritterorden, eine Folge der Kreuzzüge, war eine neue Gelegenheit zur Ausbreitung des ehelosen Standes. Im Jahre 1151 vollendete der Benedictiner - Mönch Gratian seine vorzüglich aus den Schlüssen der ältern Concilien gezogene Sammlung, bis endlich auch Gregor IX. eine Sammlung der Decretal - Briefe der Päpste veranstaltete und mit Abänderungen durch Raymund in einer Sammlung, die aus fünf Büchern zusammen gesetzt ist, im Jahre 1234 zu Stande brachte. Diese päpstlichen Gesetze wurden auf den Italiänischen hohen Schulen gebraucht, von da verbreitet und in die Gerichte übergetragen. Nun mußte die Ehe durch die eigentlich - christlichen und durch die eigentlich - päpstlichen Grundsätze
eine

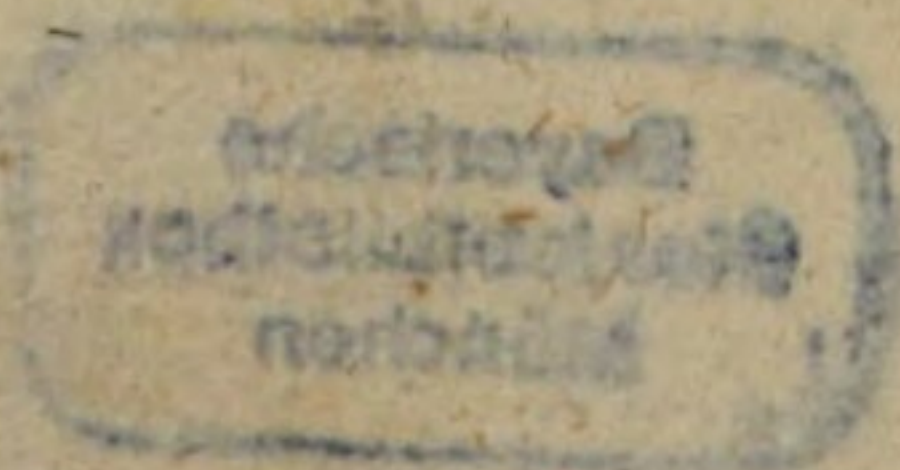
eine Gestalt gewinnen, die sie noch unter keinem andern West-Europäischen Volke gehabt hatte.

Da es in Deutschland vor dem 14ten Jahrhundert keine hohe Schulen gab, und doch der Wissenschaftstrieb entbrannt war, so begaben sich Schwärme von Deutschen Jünglingen nach Italien, um dort die Rechte zu studiren, und brachten natürlicher Weise ihre fremde Rechtswissenschaft, auf die sie sich etwas einbildeten, in die Höfe und in die Gerichtsschranken ihres Vaterlandes mit. Der Einfluß des Römischen Rechts verdrängte nun seit den Zeiten Carls des Großen die Ehen durch Kauf und die zu hoch gespannten Anmaßungen der Männerherrschaft. Aus den erweiterten Begriffen von Ungleichheit der Stände, mußten neue Begriffe von Standes- und Unstandesmäßigkeit der Ehen sich ableiten, und dies verleitete den Adel zu den Ehen zur linken Hand. Unter dem Adel versorgte der Mann gewöhnlich seine Witwe durch Anweisung eines Wittthums oder Wittwenfitzes. Beym Adel, dessen Eigenthum gewöhnlich unbeweglich war, besaß der Mann alle Allodial- und Lehnsgüter; die Frau hatte allein an der Morgengabe



ihr Eigenthumsrecht. Beym Bauer, da sein Vermögen ebenfalls in unbeweglichen Grundstücken zu bestehen pflegte, verhielt es sich eben so. Unter den Bürgern hingegen war, da ihr Vermögen nicht in unbeweglichen Grundstücken zu bestehen pflegte, die Gütergemeinschaft allgemeiner.

Als 1273 Graf Rudolph von Habsburg zum Kaiser gewählt ward, hemmte sich die Anarchie, bis Carl der Vierte noch grössere Fortschritte machte. Die Wohlhabenheit begünstigte die Deutsche Aufklärung, es erwachte die Liebe des thätigen Deutschen Volkes zu den Wissenschaften ihrer südlichen und westlichen Nachbarn. Man schuf Schulen und Universitäten, und nützte die fremden, mit denen man bekannt geworden war, als Muster. Die Druckerey gab den letzten günstigen Druck. Maximilian I. theilte das Reich in zehn Kreise, legte ein Kammergericht an, während äussere Umstände den Wachsthum seines Hauses beförderten. Endlich fing Luther seine Aufklärung an, welche an dem Horizonte der Völkeraufklärung als ein schöner, heiterer Tag anzubrechen begann. Die Uneinigkeit, welche unter Rudolph II. noch als heimliche



Flamme geglimmt hatte, brach zwischen den Religions-Parteyen unter Matthäus Regierung aus. Es entstand der dreyßigjährige Krieg, den der zu Münster und Osnabrück 1648 geschlossene Westphälische Friede beylegte. Dieser Friedensschluss bestimmte, aufer mehrern andern, politische und religiöse Gegenstände. Nun erst erhoben sich freyer athmend die Cultur und der Geschmack des Schönen; philosophischer Geist: die Quellen, aus denen die Geschichte ihre eigenthümliche, ächte Behandlung schöpfen läßt; Welt-, Menschen- und Staatskenntnisse, welche die gelehrten Kenntnisse dem alltäglichen Leben gemeinnützig zu machen anfangen; Handel, der umfassender, und mehr zur Kenntniß- und Länderbereicherung angewendet wurde. Die Reichsstände befanden sich in ihren respectiven Ländern im Besitze der höchsten Gewalt, so verschieden auch ihre Verhältnisse in Hinsicht auf innere Macht, Rang und Religion immer seyn mochten.

Nun wurde das Gewohnheitsrecht, welches der Deutschen Nation, bey der, nach dem Tacitus, gute Sitten mehr, als anderwärts gute Gesetze galten, von je her so sehr am

Herzen gelegen hatte, durch das positive Recht immer mehr verdrängt, obzwar schon nach der Völkerwanderung Gesetzgebung und Gesetzkunde sich über bürgerliche und peinliche Vorfälle auszubreiten angefangen hatte. Dessen ungeachtet aber war dieses von keiner Festigkeit, weil zu viele Vorfälle und Eroberungen die ursprünglichen, eigenthümlichen Gesetze eines Volkes oft abänderten. Selbst in der Ehe schwankte man von einem Rechtsfatz zum andern. Bald gab der Mann, wie es ursprüngliche Sitte war, einen Brautschatz; bald, wie es im 13ten Jahrhundert Gebrauch wurde, mußte die Frau dem Manne einen zubringen, und dagegen zur Sicherheit ihrer Witwenverforgung eine Widerlage erhalten. Aber die schwankenden Rechtsbegriffe und die alte Unstetigkeit verloren sich jetzt, da die glückliche Epoche der völligen Aufklärung des edeln Deutschen Volkes heran zu rücken begonnen hatte, und die Reichsstände in ihren respectiven Ländern selbst Gesetzgeber waren, und dadurch die Gewisheit und Festigkeit der Rechte beförderten. Der Deutsche Kaiser glänzte unter den Regenten Europens. — Staaten zertrümmerten, und aus ihren Trüm-

mern vergrößerten andere ihren Bau; auch standen Staaten auf, die eine politische Schöpfung zu seyn schienen. Oesterreich vergrößerte sich; Frankreich ward ein Muster der politischen Grübeleiy im Cabinette, und dem davon reffortirenden politischen Einflusse; und Rußland wurde ein Muster, welchen Gang ein ganz roher Staat nehmen muß, der mit geflügelter Schnelligkeit die Kräfte seiner Unterthanen und seine Staatskräfte bis zur Eiferfucht und zum Schrecken mehrerer Welttheile entwickeln will. Nun wuchs nach und nach durch Staats- und Regierungskunst die Preussische Monarchie auf, welche auch die Eigenheit vorzüglich auszeichnet, daß sie das Vaterland musterhafter Fürsten und Gesetzgeber geworden ist.

In diesen Ländern wurde nun von den katholischen, und auch in verschiedenen Puncten von den protestantischen Christen das kanonische Recht benutzt. Das Römische Recht hatte auch einen eingeschränkten subsidiarischen Gebrauch. Aber die Praxis veränderte sich in sehr vielen Fällen, und erforderte eine eigene Theorie. Es mußte also durch Zeit- und Völkerbedürfnisse ein Zuwachs des Deutschen vaterländischen Rechts durch eine Menge neuer

Gesetze unentbehrlich werden, indem man entweder auf Fälle stiefs, die noch nicht in dem einheimischen, auch nicht in dem fremden subsidiarischen Rechte enthalten waren, oder deren Verordnung der Staatsverfassung, den Sitten, Gebräuchen, der Denkungsart und den Zeitverhältnissen nicht anpaßte, oder in dem man der National- und Zeitalter-Ausbildung einen neuen Schwung durch neue Verbesserungen zu geben gesonnen war. Auf diese Art entstanden in jedem respectiven Lande eine Menge von vaterländischen Gesetzen, auch wohl Gewohnheiten, welche nach Umständen und Verhältnissen ihre verbindende Kraft entweder auf alle Unterthanen desselben Staats, oder nur auf die in einer Provinz, oder auch wohl nur gar auf die Bürger einer Stadt erstreckten, und dann ein allgemeines oder ein Provinzial-Recht, oder das Local-, (statutarische Recht,) eines Ortes ausmachten, deren sämmtlicher Umfang aber, mit Inbegriff der subsidiarischen Rechte, das besondere vaterländische Privat-Recht eines und desselben Staates bildeten.

Dieses war auch der Fall mit der Ehe. Man entlehnte einen Theil des Eherechts aus

dem kanonischen, einen andern aus dem Römischen Rechte, und in denen Puncten, wo man Abänderungen, Modificationen, Einschränkungen oder Zusätze für räthlich, angemessen und nützlich fand, gab der Landesherr eigene besondere Vorschriften; so daß der Inbegriff der das Eherecht zum Gegenstande habenden Gesetze das vaterländische Eherecht jedes Staates, z. B. das Oesterreichische, das Königl. Preussische, in sich schließt.

Auf diese Art ist das heutige Verhältniß und die Form unsrer Ehen und unsers Eherechtes abzuleiten; und dies ist die Geschichte der Ehe von ihrer Wiege bis auf ihr heutiges Alter, bis auf ihre vaterländische heutige Verfassung, die sie in unserm Zeitalter durch vaterländische Gesetzgeber erhalten hat. Es ist also auch zugleich die Geschichte der Ehe in unsrer vaterländischen Preussischen Monarchie, wo sie in Bezug auf Form, auf rechtliche Verhältnisse unter den Ehegatten in Rücksicht ihrer Person, der Ehezwecke und ihres Vermögens, auf Trennung und auf alle übrige Puncte, welche das Eherecht umfaßt, durch eine beträchtliche Summe vaterländischer Ge-

setze ihre heutige Gestalt erhielt; von welchem allen sich aber nun bald bestimmter, ficherer und mit mehr Anspruch auf fort-dauernde Gewissheit wird sprechen lassen, da der erhellende, unumwölkte Tag am Horizonte vaterländischer Gesetzgebung unter Friedrich Wilhelm, dem Vater und dem Gesetzgeber des Vaterlandes, und seinem von Carmer bereits anzubrechen begonnen hat.

V.

Verbindlichkeit zur Ehe.

Der Mensch, welcher den Trieben der Natur, die, in ihrer rechtmässigen Gestalt und der Ordnung ihrer Bestimmung, zur Erhaltung und zum Wohlstande unsers Körpers dienen, zu widerstehen strebt, handelt nicht rechtlich. Es ist ein ihm physisch - schädlicher Wahn, Dumpffinn oder Stolz; der Mensch ist der Sohn der Natur, und artet gut, wenn er nur ihren mütterlichen Lehren Gehör giebt.

Mit dem schönen Geschlechte hat der Vertheidiger der Ehe wenig Mühe. Diesem Geschlechte ist ein angebohrner Beruf zur Liebe so eigenthümlich, wie dem Magnete seine anziehende Kraft und dem electrischen Körper seine Feuermaterie. Theils erleichtert auch die bürgerliche Verfassung die Mühe. Das heran wachsende Mädchen fühlt oder glaubt sich wenigstens immer unter der Erziehergewalt in einer Gattung Slaverey; sieht die Ehe als einen freyern Wirkungskreis an, — und kein Mensch denkt freyer, als ein Weib. — Das

Mädchen sieht Putz, Aufwand und das, was man Haus zu nennen pflegt, bey einer verheiratheten Freundin mit einem innern Ehewunsche an, — entwirft schon Pläne voraus, wenn sie über Bildern ihres künftigen ehelichen Standes brütet, — und wird immer mit dem Wunsche nach Ehe vertrauter. Verheirathen sich nun wohl am Ende gar ihre Gespielinnen, dann ist unsre Mühe leicht, leicht wie eine Feder, mit der die Luft spielt, und unsre Rednerkraft wirkt auf unser Publicum sicher, wenn wir auch eben nicht die stärksten und sichersten Gründe sollten gewählt haben. In der Regel hat es fast immer einen Grund in Familienverhältnissen, in Krankheit, Uebelstand und Unglück, wenn ein Weib nicht heirathet. Bloß unglückliche Liebe allein vergiftet sich doch noch sehr oft, wenn nicht noch andere Verhältnisse außerdem eintreten. —

Aber mit den Männern verhält es sich zuweilen ganz anders. Unter diesem Geschlechte giebt es doch noch eine beträchtliche Zahl Menschen, die theils von Vorurtheilen gegen die Ehe eingenommen sind, theils Gründe dawider auffuchen, um sich davon

los zu machen, weil ihr Stand und ihre Lage ihnen die Ehe erschwert; theils zu bequem sind, um zu heirathen, weil sie die Ehe für ihre adoptirte Lebensordnung und Lebensregel nachtheilig halten; theils sorgenloser und ruhiger unverheirathet zu leben glauben; auch wohl ihren Berufsgeschäften hinderlich halten. — Mit denen, welche sich gewisse Fesseln durch die Ehe anzulegen meinen, und lieber fessellos leben wollen, mit diesen Herren wollt' ich am liebsten über diese Materie nicht sprechen. — Nach meinem Erachten muß Erfahrung erst vorläufig auf ihren Geist wirken und ihnen ein wohl getroffenes Bild von ihrer Wohnung, der Welt, dem menschlichen Leben und seinen wahren Verhältnissen an die Stelle der Saturnalien, welche ihren Kopf anfüllen, setzen, — auch pflegt Erfahrung gemeiniglich, — freylich ist es manchemahl zu spät, — nicht auszubleiben und den besten Redner zu vertreten. —

Aber für diejenigen, welche belehrbar sind, müssen wir die Gründe der Verbindlichkeit zur Ehe umständlicher erörtern. Ausser dem gleich oben angeführten Grunde, den die Natur geltend zu machen weiß, ist es gewiss,

daß die sittliche Vervollkommnung des Menschen durch die Ehe gewinnt. Einsames Leben, vorzüglich bey dem Menschen, der mit der Welt nach seinen Verhältnissen und seiner Lage in enger Verbindung durch Beruf und Geschäfte steht, ist unzählbaren Beschwerlichkeiten unterworfen. Geschäfte und Beruf sind Pflicht, also für den guten Menschen angenehm; dessen ungeachtet sind sie zuweilen doch durch örtliche Verhältnisse, durch persönliche Umstände, durch Anhäufung und andere Ursachen eine Last, die man gern trägt, aber doch immer Last, die man fühlt. Werden nun die vielen kleinen Veranstaltungen, Bedürfnisse, Beforgungen, Zerstreungen, Abhaltungen und Verdrießlichkeiten, welche das häusliche Leben, wenn die erforderliche Ordnung damit verbunden seyn soll, mit sich führt, hinzu gerechnet; so wächst die Summe zu einer Last an, welche zu Mißlaunen Anlaß giebt. Oeftere Mißlaunen aber sind gefährlich, und um so gefährlicher, als der Mensch vom besten Herzen, so leicht sich auch ein Anderer davon überzeugt, selten weiß, daß er mißlaunig ist; als fremde Vorwürfe hier sehr oft ihren Zweck verfehlen, weil man

sich am Ende gewöhnt, es für Mißlaunen bey Andern anzusehen, daß sie uns dieselben Schuld geben; sie sind um so gefährlicher, als sie zuletzt, durch die Einsamkeit, welche den Menschen von dem ihm so nützlichen gesellschaftlichen Zwange lospricht, begünstigt, viel dazu beytragen, immer mürrisch zu seyn. Vergißt man hierbey nicht, daß der ehelose Mann gemeiniglich in die Nothwendigkeit versetzt ist, allen häuslichen Beystand von bezahlten Menschen zu erwarten, so artet er in den meisten Fällen in erniedrigende Vertraulichkeit oder in einen gebieterischen Ton aus, der dem besten Menschen sicher nachtheilig wird.

Einsamkeit erhält nur durch Geschäfte und isolirten Zeitvertreib eine Abwechselung. Einsamkeit ist zur Erziehung des Menschengeschlechts unumgänglich erforderlich; sie ist nützlich für die Welt und ist es für den einzelnen Menschen, wenn er wie der ältere Africanus von sich sagen kann: er sey niemahls weniger müßig, als wenn er Musse habe; und sey niemahls weniger einsam, als wenn er allein sey. Dieser Ausspruch, sagt Cicero, zeigt, daß der, welcher dies von sich sagen konnte, gewohnt seyn mußte, wenn er ohne Geschäfte

war, über Geschäfte nachzudenken; und wenn er ohne Gesellschaft war, sich mit sich selbst zu unterreden, so daß sein Geist nie unthätig blieb, auch wenn er eine Zeit lang den Umgang mit Menschen entbehrte *). — Wird aber die Einsamkeit einiger Massen überspannt, so giebt sie dem Menschen einen einförmigen, klösterlichen Anstrich, den, (ich rede hier von einem thätigen Manne, nicht von dem, der sein Leben verschwendet,) die wenigen Stunden, welche der Mann von Geschäften auswärtigem Umgange widmen kann, nicht auszulöschen vermögen. Das einsame, ehelose Leben macht den Menschen zum Alleinherrscher in seinem Bezirke, zum alleinigen Gebieter über seine Zeiteintheilung und Lebensgewohnheiten. Ist der Mensch durch seine Erziehung nicht an Ordnung gewöhnt; so wird er sehr bald in eine schädliche Nachlässigkeit in allen diesen Puncten sinken: hat er, durch Erziehung oder Natur, einen Hang zur Ordnung; so wird er wieder leicht zu pünctlich

*) Cicero de off., L. 3, c. 1., opp. edit. Ernest. Vol. 7, p. 958. Garvische Uebersetzung, 4te Ausg., S. 171.

und dadurch zu eigenwillig, zu sehr Grillenfänger, der in den Augen des Beobachters einen lächerlichen Anstrich erhält und Andern zur Last wird. Zu weit getriebene Pünctlichkeit raubt einen kostbaren Theil der Zeit. Ist er aber, wie wir ihn im ersten Falle annehmen, in seinen innern Angelegenheiten nachlässig; so artet er in eine ihn verzehrende Verschwendung aus; so wie sich übertriebene Pünctlichkeit zum Geitze neigt.

Der Gelehrte und der Künstler, den Trieb an seine Muse fesselt, und der zwar einige Stunden, aber nicht seine Tage der Erholung und dem Zeitvertreibe widmet, wird um so leichter an seiner Heiterkeit und an seinem Geschmacke leiden, als es oft schwer und manchen Hindernissen unterworfen ist, auswärtige Zerstreuungen zu suchen; sein Geist wird durch seine leeren Zimmer, und ihre klösterliche Physiognomie ermüdet; er sucht wieder bey seiner Göttinn das, was er bey sich nicht findet, — Zerstreuung, — gewöhnt sich, maschinenmässig und ohne Anlage zu arbeiten, und wird überhaupt sehr leicht — Pedant. Der gesellschaftliche Umgang wird durch das ehelose Leben erschwert. Es ist dem unver-

heiratheten Manne schwer, oft wohl gar unmöglich, eine Anzahl Freunde bey sich nach den Regeln des Wohlstandes zu bewirthen; diese Beschwerden, und auf der andern Seite das Mangelhafte, was ihm sein Verstand bey der sorgfältigsten Disposition erst dann am sichtbarsten zeigt, wenn es nicht mehr Zeit ist, den Mängeln abzuhelfen, schrecken ihn von seinen anderweitigen Versuchen, Bekannte bey sich zu bewirthen, ab. Er erhält dann aber nicht die Vorthelle, die ein in seine vernünftige Grenzen eingeschlossener Zirkel von Gesellschaft zu gewähren vermag und entbehrt immer. — Ist aber der Mann noch unerfahren in Weltkenntniß, lodert in ihm noch roher Feuerstoff, sichert ihn sein Verstand noch nicht gehörig gegen Verführung; so hat der ehelose Stand Gefahren im Hinterhalte, die sehr oft Verderben zur Folge haben. Die ehelose Situation hat etwas jugendliches an sich; koketter Schmetterlingsinn oder, Rohheit, sind zwey einander entgegen gesetzte, aber nachtheilige Eigenthümlichkeiten, zu denen sie Anlaß giebt. Der junge, feurige Mann, müde seiner klösterlichen Einsamkeit, sucht die Zerstreuung und Erhohlung, die er bey sich nicht

nicht findet, auſer dem Hauſe. Nach und nach gewöhnt ſich der Mann, der nicht vorzüglichen und ſeltenen Trieb zu Thätigkeit hat, an die Streifereyen nach zeitverderbenden Erhohlungen, die ſo zahlreich werden, daß ſie keinen vernünftigen Zweck haben; am Ende überfällt ihn eine Bangigkeit, wenn er nur eine kurze Zeit in ſeinen Zimmern bleiben ſoll; er wird für die Welt und ſeine Verhältniſſe unthätig; und da eine ſolche Oekonomie koſtſpielig iſt, ſo endigt ſich die Scene meiſten Theils mit der Zerrüttung ſeiner Finanzen und dem Ruine ſeiner politiſchen Lage.

Dieſe eheloſe Situation, welche überhaupt für Extreme gemacht ſcheint, hat noch zwey andere, nichts weniger als ſeltene, Erſcheinungen: — entweder eine lächerliche Abneigung oder eine zügelloſe Zuneigung gegen das andere Geſchlecht. Im erſten Falle iſt ſie die Wiege jener Geſchöpfe, welche die alte Deutſche Kunſtſprache mit dem Nahmen Hagenſtolz beehrte, und denen die Rechtswiſſenſchaft ein eigenes Recht widmete, welches von ihnen ſeinen Nahmen, (Hagenſtolzenrecht,) entlehnte. Im zweyten Falle iſt Ruin der Geſundheit und des Vermögens, verbun-

den mit dem Verluste der Werthschätzung und Liebe des Cirkels, worin der bedauernswürdige Mann lebt, niedrige Denkart und Tödtung des Edelmnths der Seele eine gewöhnliche Folge. Nimmt die Leidenschaft diesen Gang nicht, so verfällt der junge Mann sehr oft in die Ketten einer Buhlerin, die am Ende Maitresse wird. Dieser Umgang zerrüttet oft ganze Familien; stört den schönen Plan, der dem Menschen, zum Vortheile seines künftigen Lebens, durch eine angemessene und glückliche Ehe offen stand, oder verbittert letztere wenigstens: dieser Umgang ist weit kostspieliger als die Ehe mit einer vernünftigen Gattinn; er entzieht den Menschen den Cirkeln, in welche er gehört, und die für ihn vortheilhaft sind; er entzieht ihm die Achtung, die zu seinem politischen Werthe gehört; verdirbt seinen Ton und Umgang; vermehrt die Welt mit Menschen, welche gemeinlich den Mangel der Erziehung mühsam durch Talent, so gut sie können, ersetzen müssen, und die immer einen Vater und Mutter entbehren: dieser Umgang stürzt immer in einen Ocean von Sorgen und Verdruss. — War die Maitresse ein unschuldiges, gutes Mädchen,

ein Opfer seiner Verführung, so erwartet den Verführer gewiss die Zeit der kränkendsten Vorwürfe, die kein Leichtsinns ihm erlassen wird; — war es eine feile Buhlerin, so ist ihr Umgang gewiss Luft, die ihn verpestet; und dieser Umgang endigt sich gewiss damit, daß der unkluge Mann alle Sorgen, Verdrießlichkeiten und Beunruhigungen, welche mit der Trennung verbunden sind, vorzieht und der Trennung zum Opfer bringt; er wird entweder Barbar, vergiftet des Edelmuths und der Erhabenheit der Seele, wird Betrüger und macht das Opfer seiner Leidenschaft unglücklich, oder — heirathet gar am Ende seine Maitresse, und dies pflegt gemeiniglich eine wahre Misheirath, in dem eigentlichen Sinne des Worts, zu seyn.

Wahr ist es zwar, daß ein Mann von beträchtlichen Glücksgütern diesen Mängeln der Einsamkeit des ehelosen Standes viel abhelfen; daß er Ordnung, Reinigkeit, Geschmack erkaufen und mit dem gesellschaftlichen Umgange verbinden kann: aber seine Freuden und seine Leiden theilt, erleichtert doch kein Freund, der in dem Grade an ihn gefesselt wäre, wie es ein vernünftiges, treues Weib ist;

und eben dieser Mann ist in den Umständen, das Glück einer guten Ehe im vollsten Masse zu genießen. Er entbehrt immer, er, der am wenigsten Ursache hätte, zu entbehren. —

Das Gemälde des ehelosen Standes ist nur in so fern interessant, als es Stoff, Fehler zu vermeiden, darbiethet; aber das Gemälde einer glücklichen Ehe hat für den Menschen, dem Menschenwohl behaglich ist, ein inneres Interesse. Es ist ein anzüglicher Gegenstand, die Beobachtung eines Weibes, welche ihre Verhältnisse wohl überdenkt, ihre Dispositionen nach der innern Beschaffenheit ihrer Lage trifft, Klugheit und Geschmack mit Wirthlichkeit und Ueberlegung in gehörigem Masse verbindet. Ohne in jene grillenfängerische Pünctlichkeit, welche, eigentlich genau beleuchtet, gemeiniglich Ordnung in der Unordnung zu seyn pflegt, überzugehen, herrscht eine Symmetrie in ihren Anstalten, eine Ordnung, welche alles im Gleichgewichte erhält, ihren Untergebenen Achtung, Zurückhaltung und Aufmunterung in der Ausübung ihrer Pflichten einzuflößen fähig ist, welche zwar von dem, was der Wohlstand nothwendig macht, der Geschmack erfordert, und die

Bequemlichkeit begünstigt, nichts entzieht, aber doch den unverhältnißmäßigen Kostenaufwand in die Grenzen, worin Einnahme mit der Ausgabe in richtigem Verhältnisse steht, zu verweisen versteht. Der Mann, der das Glück hat, in dem Besitze einer Frau von diesem Werthe zu seyn, verbessert gewiß seine Finanzen und erspart sich alle jene erwähnten Verdrießlichkeiten des ehelosen Standes; er darf nur gerecht seyn, um das Vergnügen zu empfinden, welches er durch die Sorglosigkeit genießt, die er seiner klugen Gattinn durch eine solche Beforgung seiner häuslichen Angelegenheiten dankt; und welch' ein mäßiger Grad des Verstandes ist hinreichend, um den Gewinn an der Zeiterparung zu berechnen, die ihm durch Uebernahme jener kleinlichen, und doch unerläßlichen Sorgen zuwächst. Die Abwechselung, die er in seinen häuslichen Einrichtungen, in seiner Verpflegung, in seiner Haushaltung hat, muß ihm immer neues Vergnügen darreichen, und es bedarf nur einer Stunde parteyloser Beobachtung seiner Gattinn in ihrem Wirkungskreise, um einer füßen Stunde sicher zu seyn. Ihm steht nach seinen Wünschen eine willkührliche Wahl zwischen

Gesellschaft und Zerstreuung, zwischen einsamen Betrieben seiner Geschäfte und der Unterhaltung in seinem Familienkreise frey. Die Stunden der Erholung können bey ihm nach Vernunft und Bedürfnis mit denen des Nachdenkens wechseln. Je näher der Mann die Gattinn, welche er besitzt, beobachtet, je sicherer muß Zärtlichkeit, Liebe, und endlich eine unauflösliche Freundschaft ihr Lohn werden. Empfindungen dieser Art wecken in unsrer männlichen Seele, und nähren in ihr, jene sanftern Gefühle, die bey ernsthaften Geschäften so sehr der Nahrung bedürfen. Nicht, daß sie den Männern nicht eigen wären! — aber das Weib ist nur von Natur mehr jenen sanftern Gefühlen, die überhaupt schon an und für sich eine Eigenthümlichkeit aller weichen, eindrucksvollen Seelen, daher auch des Jugendalters sind, anhänglich. Ernst, Anhalten, traurige Nothwendigkeit, sich in den Verhältnissen des Lebens gegen vielerley Zudringlichkeiten und Menschen das empfindsame Gefühl, wo nicht zu verhärten, doch zu unterdrücken, (eine Nothwendigkeit, welcher der Geschäftsmann nur zu oft ausgesetzt ist,) und mannigfaltige Ursachen von verschie-

dener Gattung tragen dazu bey, diese Gefühle in der männlichen Seele abzustumpfen; und doch sind sie dem Manne als Menschen nicht entbehrlich: sie nähren die Wohlthätigkeit und den Antheil an fremden Leiden, und machen Sinn und Herz dafür empfänglich; sie machen unsern Umgang unsern Freunden und diese uns angenehm; sie erleichtern denen, die mit uns in engen Verbindungen stehen, das Leben; machen uns gegen Untergeordnete liebevoll; tragen viel durch die ihnen eigenthümliche Sanftmuth zur Geduld bey; sie machen uns für die Freuden des Lebens und der Natur offener, und geben uns eine gewisse zufriedene Gestalt, welche Andere zutraulich und uns geneigt macht. Diese Gefühle, welche ihrem Wesen nach dazu geeignet sind, Mißlaunen aufzustimmen und abzuhalten, diese Gefühle sind sehr oft die Frucht einer vernünftigen Gattinn, und der von ihr abhängigen häuslichen Ordnung und Wirthlichkeit.

Ich halte es für kein vortheilhaftes Zeichen, wenn ein Mann, dessen Beruf und Bestimmung Thätigkeit seyn soll, gar zu sehr an Zerstreungen außerhalb seiner Haushaltung gefesselt ist. Es ist zwar sogar Pflicht,

sich nicht in seine Wände lebendig zu begraben, sich Andern mitzutheilen; Kräfte, Geschmack und Laune zu seinen Geschäften, oft wohl auch neue Ideen sich auswärts zu sammeln: aber es ist gefährlich, wenn man gezwungen ist, um sich von seinen Geschäften die nöthige Erholung zu verschaffen, sich immer bloß auf auswärtige Zerstreungen einzuschränken; und es ist allemahl ein schlimmes Zeichen einer Krankheit, wenn ein Mann anfängt, wegen der Stunden der Zerstreungen, die ihn auswärts erwarten, die Uhr kaum aus der Hand zu lassen. Das kleinste Uebermaß auswärtiger Zerstreungen hat, wenn sie einmahl Gewohnheit und völliges Bedürfnis zu werden anfangen, einen widrigen Einfluß auf die nothwendige Ordnung im Leben. — Eine Frau von Geist besitzt der Mittel viele, einen Mann, der sie liebt, vor dieser Krankheit zu bewahren, und es giebt zahllose Beispiele, daß ein verständiges Weib einen Mann, der in diesem Falle ausschweifte, ganz davon geheilt hat; und fast kann sie mit Zuverlässigkeit sich versprechen, daß es ihr in den meisten Fällen gelingen wird, wenn sie nur die Mittel weise wählt, und nicht ihre Absicht

durch einen raschen, ungeduldigen und unvorsichtigen Plan vereitelt. Es steht in der Macht einer klugen Frau, ihren Plan dahin einzuleiten, daß ihr Gatte den Cirkel von Freunden, den Umgang und die Zerstreungen wählt, welche seine Achtung, und dadurch seinen politischen Werth erhöhen; durch vernünftige Ersparung kann sie es möglich machen, ihrem Manne sein eigenes Haus durch gesellschaftlichen, weise gewählten Umgang, wobey Verhältnisse des Standes, Kosten- und Zeitaufwand gehörig abgewogen werden, zugleich angenehm und nützlich zu machen; und sich eben dadurch, daß sie die Schwäche ihres Mannes zu ihrem Zwecke zu benutzen weiß, immer mehr und mehr Einfluß auf sein Herz zu erwerben. Geduld, Vorstellungen zu rechter Zeit und im gehörigen Tone, Wirthlichkeit und Treue, sind die Waffen des Weibes, von denen sie über viele sittliche Fehler des Mannes den Sieg auf ihrer Seite sich versprechen kann.

Auch ist es für eine Frau auf diese Art leicht, wenn sie nur durch ihre Haushaltung die Richtigkeit des Verhältnisses zwischen Einnahme und Ausgabe ihrem Gatten zu demonstri-

ren versteht, den erst aufkeimenden Geitz des Mannes zu ersticken; es steht in ihrer Hand, durch überführende, gewichtvolle Vorstellungen der erst einreißenden Verschwendung einen Damm vorzubauen, ob es gleich freylich mit eingewurzeltem Geitze und eingewurzelter Verschwendung wie mit allen eingewurzelten und schon zur Gewohnheit gewordenen sittlichen Gebrechen eine und eben dieselbe Bewandniß hat; dann stecken freylich die Wurzeln oft so tief, daß eine Weiberkraft es nicht vermag, sie aus ihrem Boden zu ziehen. Aus einerley Grunde ist jedes Weib unglücklich, welches einen gewohnten Wollüstling besitzt. Eingewurzelte Wollust hat ihren Sitz in einer ausschweifenden, verirrtten Einbildungskraft; — sie ist ein Feuer, was sich durch alle Gegenstände zu nähren strebt. Die Einbildungskraft erfordert zu ihrem Leiter den Verstand; sie muß in einer lebenswierigen Unmündigkeit beharren, immer den Verstand zum Vormunde haben, wenn sie nicht jugendliche Tollheiten begehen soll; dagegen ist sie aber auch unter der gehörigen Aufsicht ein lenkbarer, nützlicher und thatenvoller Jüngling. Den Verstand ganz aufzuwecken, ihn in seine gehörige Herrschaft

über den Menschen einzusetzen, ihn auf seinem Throne zu befestigen: dies ist eine Revolution im Menschen, die wohl durch die Menschenerziehung der Vorsehung, die jeden Menschen zu seinem Zwecke führt, bewirkt wird, aber es ist kein Werk der Weibermacht. — Zwar auf Wachsamkeit wider die ersten Schritte; auf Wachsamkeit, daß ein Mann den Verstand, der bey ihm wirklich in Thätigkeit ist, nicht niedern Seelenkräften opfere, — kann man den Wirkungskreis einer Frau ausdehnen, die, statt lästiger Eifersucht, jener Waffen gehörig sich bedient, die ihrem Geschlechte gegeben sind. — Und wie mancher Mann empfand erst, daß er sein Weib liebe, als sie ihm die Augen öffnete und die magische Binde von seinen Augen riss. — Aufmerksamkeit auf jede Gelegenheit, welche den Gatten in's Garn lockt, um dieselbe frühzeitig genug entfernen, und die Ursachen ausspüren und heben zu können: dies ist ein Weg, der ein vernünftiges Weib zu ihrem Zwecke führen kann.

Schon außer diesem wohlthätigen Einflusse, den die Ehe auf ein männliches Herz haben kann, und wenigstens haben kann, wenn sie auch ihn nicht immer hat, (es sey nun,

dafs das Herz des Mannes zu unbiegsam ist, oder die Frau nicht den hierzu erforderlichen Grad von Verstand, Weltklugheit und Menschenkenntniß besitzt;) schon aufser diesem Einflusse und aufser allen jenen Gründen, welche für den auf seine moralische Bildung bedachten Menschen hinlängliche Verbindlichkeitsgründe zur Ehe sind, laden Ausichten in die Zukunft, die über das Leben einen neuen, außerdem unerreichbaren, Reitz verbreiten, zur Ehe ein.

Es ist Pflicht des Menschen, nach jeder unschuldsvollen, von der Natur und der mit ihr einstimmigen Religion dem Menschenleben zugetheilten Freude zu geitzen; es ist um so mehr Pflicht, wenn solche Freuden mit der Erfüllung seiner übrigen Menschenpflichten geschwisterlich verbunden sind. Das kleine, anlockende, zutrauliche Geschöpf den Vaternahmen stammeln zu hören; nach und nach seine Menschheit aus dem Keime sich entwickeln zu sehen; — die künftige Weizenstaude, die in jener großen Ernte mit zur Garbe gehört; — der Lohn jeder Vaterforge, wenn der junge Mensch, zum Jünglinge gereift, das Ansehen gewinnt, als gut gewachfener Baum zu

seiner Zeit nützliche Früchte tragen zu wollen; die Süßigkeit, auf seine Bildung, seine Humanität zu wirken; und dann endlich der fruchtbringende Mann, welcher der Vater-treue dankt; — dann das hohe Gefühl: einem Menschen, tauglich zu seiner Bestimmung als Mensch, für den Plan der Vorsehung mit dem Menschengeschlechte Daseyn gegeben zu haben, — ihn vorzüglich nach dem Ziele seiner Menschenwürde geleitet zu haben: — diese Ausichten sind für jeden, der darüber mit Ernst nachdenkt, Verbindlichkeit, und zwar reitzvolle Verbindlichkeit, zur Ehe. Freundschaft ist Vorgefühl höherer Freuden, deren Genuss den Menschen veredelt, mithin Pflicht ist; aber alle Freundschaft weicht der ehelichen unter guten Menschen. Interesse kann nirgends genauer verwebt seyn, als unter Ehegatten, die nur als eine Person auf der Schaubühne auftreten, welchen Glück und Leiden gemeinschaftlich, und unter denen die Zufriedenheit des einen Theils von der des andern abhängig ist.

Schon diese lebenswürdige Seite der Ehe, von welcher sie Beförderung des innern sittlichen Gehalts des Menschen verspricht, würde

hinreichende Demonstration der Verpflichtung zur Ehe seyn; aber die Verbindlichkeit dazu erhält von einer andern Seite noch einen neuen Zuwachs. Es ist Urflicht des Menschen, dem Weltzwecke gemäß zu handeln; also auch die Absicht der Natur, Vermehrung des Menschengeschlechts, durch Ehe von seiner Seite zu befördern. Es ist ferner Urflicht des Menschen, seinen großen Standpunct nicht aus den Augen zu lassen, mithin Gutes in möglicher Qualität und Quantität zu wirken. Vermöge dieser Pflicht muß jede Lage, die ihm dazu Gelegenheit giebt, benützt werden. Nun findet aber unstreitig der Mensch hierzu um so mehr eine der vorzüglichsten Gelegenheiten in der Ehe, als diese ihm hier ein weites Feld zu seiner Thätigkeit eröffnet. Jede Pflichtausübung gegen seinen Gatten; jede Zurechtweisung desselben auf den Weg, der den Menschen zu jenem Ziele führt, wohin Ehegatten Hand in Hand sich leiten sollen; jede stille Tugend ist hier edle That, practisch - Gutes. —

Es heißt als Mensch handeln, wenn ich auf andere schon existirende Menschen wohlthätig wirke. Aber die Ehe hat über dies

das Eigenthümliche einer schöpferischen Wohlthätigkeit. Ihr Zweck ist, die Zahl der Menschen, der Gegenstände des grossen Natur- und Menschenzwecks: der Menschenbeglückung, durch neue bisher noch nicht existirende Menschen zu vermehren; neue Menschen in's Daseyn zu rufen, um auf sie und durch sie wohlthätig zum Weltzwecke mitzuwirken.

Hier erscheint die Pflicht, an der Erziehung des Menschengeschlechts seinen individuellen Antheil zu nehmen, in ihrer am meisten reizenden und erhabenen Gestalt. Und hatte die Natur, wie Herder sagt *), bey allen Bedürfnissen der Erde die Absicht, die Humanität des Menschen auszubilden: sollte jedes derselben eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim der Humanität sprosst; so gilt dies vielfach bey der Ehe. Hier übt der Mensch seine Humanität nicht bloß an dem Kinde; das zum ächten Menschen zu bildende Kind sprosst und wird unter dem Strahle einer schönen Sonne Blüthenknospe einer zukünftigen Blume.

*) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Th. I, S. 303.

Ist nicht Entzücken und Lohn in dem Gedanken: in dem Spiegel der Zukunft alle die edeln und wohlthätigen Handlungen zu sehen, welche das Kind dereinst als Mann wirken wird! — die Menschenzahl im voraus zu denken, auf welche sein Daseyn künftig einen wohlthätigen Einfluss haben wird! Welche Vervielfältigung der thätigen Humanität der Aeltern, durch die erzeugten und pflichtmäßig aufgezogenen Kinder! —

Aber der Mensch hat noch mehrere Pflichten. Er ist auch Bürger, er muß ein taugliches Glied in der Kette der bürgerlichen Gesellschaft seyn, in der er lebt. „Handle nur,“ sagt ein großer Weltweiser *), „handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Dieser kategorische Imperativ, dieses Gebot der Vernunft, hat seine Quelle in jener Urpflicht, in dem Menschheitszwecke, harmonisch mit der Natur aller übrigen Körper zu existiren, und erstreckt seinen Umfang bis auf alle menschliche, mithin auch bis auf die

*) Kant in der Grundlage zur Metaphysik der Sitten, S. 52.

die bürgerlichen Verhältnisse. Nur nach derjenigen Maxime, durch die der Mitbürger eines Staats zugleich wollen kann, daß sie ein allgemeines Gesetz für alle Mitbürger werde, muß er gegen seine Mitbürger und gegen den Staat handeln. Vermittelt dieser Maxime ist er verpflichtet, in einer nach der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft für rechtmässig erklärten Verbindung, Kinder zu erzeugen, und durch die Erziehung derselben alles, was in seinen Kräften steht, dazu beyzutragen, daß der Staat eine Pflanzschule guter Bürger habe, die durch Humanität das allgemeine Wohl zu befördern vermögen. Und dieses ist eine anderweitige Verbindlichkeit zur Ehe: eine Pflicht, die, wie alle andere, aus jener allgemeinen Quelle der Pflichten sich herleitet.

VI.
U e b e r
U r f a c h e n
d e s
e h e l i c h e n M i s s v e r g n ü g e n s.

Einwürfe und Widerlegungen.

Varium et mutabile semper femina, sagt schon der alte berühmte Dichter der Aeneïde, und mit ihm sagt es noch heute ein zahlloses Heer, welches zu seiner Behauptung hinlänglichen Grund zu haben behauptet. — Schmetterlingsähnlichkeit im Genuße des Lebens, Leichtfinn, (selbst in wichtigen Veränderungen des Lebens,) Unstätigkeit im Besitze des erlangten Wunsches, und unbegrenzte Sehnsucht nach unerlangten, auch wohl sogar unerlangbaren Wünschen: — dieses sind die Fehler, die man dem schönen Geschlechte so gern aufbürden will, (wobey man aber bey weitem noch seinen Zweck verfehlt hat,) und diese vermeintlichen Eigenthümlichkeiten scheinen

sogar manchem Manne die engere Verbindung mit diesem Geschlechte als ein Wagestück vorgespiegelt zu haben.

Gleichwohl ist es nicht zu läugnen, daß sich viele Glieder dieser schönen Gesellschaft solcher mit gesellschaftlichen Verbindungen eben nicht verträglichen Fehler des Charakters verdächtig gemacht haben; nur sind es keine Geschlechtseigenthümlichkeiten. Es giebt nur einen Charakter; Männer- oder Weiber-Charakter, — es ist allgemeiner Menschen-Charakter, der aber freylich unzählbare Schattierungen annimmt. Diese Schattierungen äußern sich gewöhnlich nach der Beschaffenheit der Erziehung, welche dem Menschen zu Theil ward; nach dem Grade der Verstandesausbildung und der davon abhängigen Einsicht von dem, was wahr und was bloß Schein und Trug in den Verhältnissen unsers Lebens ist, und der damit verbundenen Oberherrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit. Es bedarf keiner Geschlechtseigenthümlichkeit zu einer auffallenden Charakter-Einförmigkeit. Diese letztere pflegt ein Resultat der Einförmigkeit der Erziehungsart und der Verhältnisse zu seyn, unter denen Menschen in der bür-

gerlichen Gesellschaft leben. Die Bestimmung, die man in der bürgerlichen Gesellschaft von dieser oder jener Menschen - Classe zu machen gewohnt ist; ihr Gewerbe und Geschäftsbetrieb; die Begriffe von ihrer politischen Brauchbarkeit und den dazu erforderlichen Eigenschaften, welche durch die Länge der Zeit im Staate eine gewisse Allgemeinheit erhalten haben; die von diesem allen unter diesen Volks - Classen abgeleiteten Sitten, Lebensart und Vorstellungen vom Wohlanständigen können unter einer ganzen Volks - Classe eine so auffallende Aehnlichkeit erzeugen, daß auch Einförmigkeit in ihrem Charakter damit verknüpft ist. Die jüdische Colonie, (wenigstens bisher noch,) der Landmann, und mehrere Volks - Classen belegen diesen Satz mit Beyspielen. Selbst auf den großen Theil der weiblichen Jugend bezieht sich die Wahrheit dieses Satzes, ohne daß bey ihr eine angebohrne Abweichung des Charakters Statt findet; es ist überall ein Mensch, eine Menschheit.

Bloß für Haushaltung und die damit verbundenen Geschäfte bestimmt, erhält das junge Weib nur einen kärglichen Vorrath von jenen Kenntnissen, welche unsre Sitten mildern,

uns menschlich machen, und welche unserm Verstande die Richtung geben, die unser Leben für uns zufrieden, für Andere behaglich, und uns für das gegenwärtige und zukünftige Glück mit Beyseitefetzung unerreichbarer Wünsche empfänglich und genießbar macht. Ihre Ausbildung pflegt man in der Regel für vollendet zu halten, wenn sie nur einen Theil von den unentbehrlichsten Vorkenntnissen des Menschen besitzen. Ihre Bestimmung von der Natur, zu gefallen, ihre daher vorzügliche Aufmerksamkeit auf körperliche Eleganz, Putz, Mode und häusliche Decoration hat allerdings Einfluß auf ihren Hang zu Veränderlichkeit; denn letztere ist eine wesentliche Eigenschaft jener Gegenstände, und die wesentlichen Eigenschaften der Gegenstände unsrer Beschäftigungen, die auf uns einen Eindruck machen, und für welche wir uns ganz interessieren, werden nur zu leicht Eigenschaften unsers eigenen Charakters. Bringt man nun noch den Umstand in Rechnung, daß schon die gewöhnlichen Begriffe von weiblicher Anständigkeit dem jungen Theile dieses Geschlechts eine gewisse Einförmigkeit in ihrer Lebensart zur Sitte gemacht haben; daß Mäd-

chen dem Hange zur kleinen Verschwendung und Befriedigung ihrer Wünsche bey weiten mehr, als der Jüngling, wegen Mangel an Gelegenheit, entsagen müssen: so ist es sehr erklärbar, daß in der Seele des jungen Weibes eine Menge Wünsche nach dem, was sie nicht besitzt, sich anhäufen. Sinnlichkeit ist der Gegenstand der täglichen weiblichen Beschäftigung; Sinnlichkeit aber wird bald Geitz, der alles zu besitzen wünscht.

Ganz verschieden ist im Gegentheile der Charakter eines Weibes, welches nach einem höhern und festern Plane ausgebildet ward. Vernünftiger Plan; kühnes, unablässig-beharrliches Streben bis zur Ausführung desselben; Wunsch und Zweck, geformt nach individuellen und häuslichen Verhältnissen, und Herrschaft der practischen Vernunft über die Sinnlichkeit, — alles unverkenntliche Eigenschaften eines solchen Weibes, — beweisen, daß es nur von äußerlichen Umständen abhängt, wenn jene Fehler über ein Weib herrschen. Sehr oft verbessern sich zwar, (wenn nur kein verderbtes Herz Hindernisse in den Weg legt,) diese Fehler durch Erfahrung und nähere Weltkenntnisse, wodurch auch die männliche Sittlich-

keit begründet wird. Erziehung, Gesellschaft, Beyspiel, Glücksumstände, und fast die ganze Summe der persönlichen Verhältnisse, unter denen der Mensch lebt, tragen das Meiste zu der schnellen Reife seines Verstandes bey; überzeugen ihn von dem, was in jedem Gegenstande Wahrheit ist; enthüllen ihm die Maxime der practischen Vernunft als objective und subjective Nöthigung seines Willens, und bilden ihn auf diese Art zur Humanität. Zwar kann der Mensch streben, und strebt auch wirklich, nach jenem Ziele; aber sein Verstand wird noch immer einem Kinde ähndeln, welches gehen lernt; und es werden Zeitpuncte kommen, in welchen der Mensch, der über sein Leben Rechnung führt, über die Abwesenheit und Verirrungen seines Verstandes selbst erstaunen, in welchen es ihm selbst räthselhaft seyn wird, wie ihm so zu denken und zu handeln möglich gewesen sey. Es ist nun einmahl der Plan der Vorsehung mit dem Menschen, daß eine allgemeine Erziehung des Menschengeschlechts durch Verhältnisse und davon reffortirende Erfahrung bewirkt werden, daß dadurch seine Vernunft practisch gebildet und sein Charakter die zugleich erforderliche Biegsamkeit und

Festigkeit erhalten soll. Sehr oft verwandelte sich also nach dieser Methodik jener weibliche Hang zur Veränderlichkeit und Sinnlichkeit in feste Tugend der Gattinn. —

Aber auch angenommen, daß eine Ehegattinn nicht jenes Ideal sey, — die Fälle, wo jene weit vorher sehende und viel umfassende Klugheit, wo jenes glänzende Talent unentbehrlich ist, werden nur zu den seltenen gehören; sehr oft werden jene Fehler des Mannes mit einer eingewurzelten, hartnäckigen Krankheit nicht verglichen werden können, und die Frau wird gegentheils nicht alle jene guten Eigenschaften, oder nicht in dem ausgezeichneten Grade besitzen: — ein Theil besitzt denn doch, was dem andern mangelt; sie helfen sich aus, und der gute Einfluß auf ihren Umgang ist unverkennlich. Wer würde auch Etwas Gutes delfswegen gänzlich entbehren wollen, weil es nicht die ganze Summe des Guten ist? — Ueber dies verbindet ja auch die Pflicht eben fo gut den Mann, an der Sittlichkeitsvervollkomnung feiner Ehegattinn, als diese, an der ihres Mannes zu arbeiten. Da nun schon im allgemeinen jedes Verhältniß im bürgerlichen Leben zu jenen weibli-

chen Tugenden einladet, so wird es einem vernünftigen Manne auf dem rechten Wege nicht zu schwer werden, manchen sittlichen Fehler seiner Gattinn zu verdrängen; und indem er Lehrer ihrer Sittlichkeit wird, erreicht er hoffentlich den gemeinschaftlichen Vortheil aller Lehrer, durch Lehren zu lernen.

Wenn man die alltäglichen Einwendungen gegen die Ehe: wegen Situation und Stand, wegen persönlicher Verhältnisse, wegen Kostenaufwand, wegen Hang zur Sorglosigkeit, Eigenwillen, Flatterhaftigkeit und Ausschweifungen genau betrachtet: so sind es Erscheinungen, deren Materie aus einem Egoismus besteht, welcher auf das Ganze, auf den bürgerlichen und Weltzweck ganz und gar keine Rücksicht nimmt, und daher sträflich ist.

Es können zwar persönliche Verhältnisse und Lagen gedacht werden, worin wirklich eine eheliche Verbindung abzurathen ist, nur muß keine Illusion bey diesem Rathe zum Grunde liegen. Befände sich der Mensch, zum Beyspiele, in einem so abhängigen Verhältnisse von Andern, daß er deren Mißbrauch und Eingriffe in sein häusliches Leben und in seine wahren, (von schimärischen, neu-Französi-

sehen kann hier natürlicher Weise die Rede nicht seyn,) daß er, sag' ich, ihre Eingriffe in seine wahren Menschenrechte aus dem Reiche seiner Zwecke nicht zurück treiben kann: dann ist ein Fall da, wo ehelos so lange zu bleiben räthlich ist, bis diese dem Menschen fremdartige, nicht einheimische Lage abgeändert ist. So bald aber die Ursache gehoben ist, nimmt die Verbindlichkeit zur Ehe sofort wieder ihre Stelle ein. — Was die Einwendung wegen Kostenaufwand anbetrifft, so ist dieser relativ, und kann nur im concreten Falle beurtheilt werden. Sehr oft wird sich bey unparteyischer Untersuchung darthun, daß derselbe Aufwand, den ein eheloses Leben erfordert, wenigstens gemeiniglich zu erfordern pflegt, zu der Ernährung einer kleinen Familie bey zweckmäßigerer Eintheilung der Ausgabe auskömmlich seyn werde. Wer durch verdoppelte Arbeit und Anstrengung den nothwendigen Aufwand aufzubringen vermag, hat keine Entschuldigung für sich; er würde einen Hang zur Unthätigkeit anführen, der den Menschen nicht entschuldigen kann; so richtig es auf der andern Seite ist, daß es besser ist, ehelos zu bleiben, als eine Familie mit den nöthigen

Bedürfnissen nicht versorgen zu können, weil in diesem Zustande der Vortheil, und am Ende nicht einmahl der Zweck der Ehe erzielt und zu tausend Verleitungen, (welches die schrecklichste Eigenheit der Armuth ist,) Anlaß gegeben wird, welchen zu widerstreben, nur Wenige Stärke, Muth und Entschlossenheit haben.

Die Behauptung einer ungebundenen Freyheit; die Sorglosigkeit des ehelosen Standes und im Gegentheile der Kummer, den in der Ehe physisches und sittliches Unglück mit Kindern, den Krankheit und eine nie vorher zu sehende Anzahl widriger Zufälle veranlassen kann; die Leichtigkeit, im ehelosen Zustande seine Situation verändern zu können und die damit verknüpfte Annehmlichkeit und Nützlichkeit; die Beruhigung in den letzten Augenblicken seines Lebens, keine unverforgte Kinder vor seinen Augen zu sehen: — alle Einwendungen dieser Art gegen die Ehe sind Egoismus, der dem Weltzwecke aus Pflicht aufgeopfert werden muß, weil mit der Maxime des bloß relativ-individuellen Angenehmen das Ganze nicht bestehen kann.

Hang zu Ausschweifungen ist Laster, und gehört also gar nicht in die Classe rechtlicher

Gründe, die gegen eine Pflicht angeführt werden dürfen.

Die Unannehmlichkeiten, welche sich in mancher Ehe so auszeichnen, daß man ihr Bild am füglichsten verbergen möchte, wenn man zum Vortheile der Ehe sprechen will, diese Unannehmlichkeiten haben, ihrem Wesen nach, innerliche und äußere Ursachen.

Unter die der ersten Gattung gehört offenbar eine üble Anwendung des Verstandes bey der Wahl der Personen unter den Ehegatten. Die Wahl wurde ohne erforderliche Prüfung angestellt, entweder aus Leichtfinn, oder aus kühner Vermessenheit, alles mit einem Blicke, selbst die kleinste Falte im menschlichen Herzen, durchdringen zu wollen; oder aus Mangel des zur Prüfung erforderlichen Verstandes, wohin Uebereilung, Verachtung der Mittel, welche zur nähern Menschenkenntnis Aufschluß geben, Verblendung durch leicht hinwelkende Schönheit und Reitze, Ueberredung und jede Art von ähnlicher Täuschung zu zählen ist; oder aus Mangel der Herrschaft der Vernunft über die Einbildungskraft. Diese Täuscherinn sah, was eigentlich gar nicht da war; bauete ihre Luftschlösser

auf, und die Vernunft sah dem Unfuge, den diese dichterische Kraft trieb, ganz gelassen zu. Wenn nun dann der Verstand die Illusion näher kennen lernt; wenn sich dann zwey Personen verbunden sehen, die nie sich würden verbunden haben, wenn sie sich von der jetzt ihnen bekannten Seite gekannt hätten: — dann kann es ganz natürlich unter diesen Umständen keine beyspielreiche Ehe geben, wenn man vollends voraus setzt, daß kein überwiegender Grad von Scharfsinn und Entschlossenheit, der aus so mancher übeln Lage das Gute heraus zu grübeln und in eine für den Menschen brauchbare Lage mit schöpferischer Kraft zu verwandeln versteht, die getäuschten Ehegatten auf den Gedanken, und endlich auf den Entschluß bringen kann, ihr Gutes, (weil doch jeder Mensch gewisse gute Eigenschaften hat,) zu benutzen, und die Fehler, welche vorhin die Illusion in Engelseigenschaften gemahlt hatte, wenigstens in gewöhnliche Menschentugenden umzuformen: — ein Entschluß von Wichtigkeit für die sittliche Vervollkommnung, welcher der Ehe innigst zu danken seyn würde.

Fehler des Verstandes sind eine anderweitige Hauptursache des Mißvergnügens und

übeln Auschlags der Ehen. Eitelkeit, über ihre Grenzen ausschweifende Modesucht und Koketterie sind Fehler, die offenbar ihren Grund in der Schwäche oder im Nichtgebrauche des Verstandes haben, welcher letztere im Grunde auch immer eine Schwäche des Verstandes ist.

Eitelkeit macht den Menschen in den Augen des Andern lächerlich, erniedrigt seinen sittlichen Werth unter allen Umständen: in einer so engen Verbindung aber, wie die Ehe wesentlich ist, wird sie meistens Theils eine unerträgliche, und zuletzt immer schädliche Leidenschaft, weil sie, als erklärte Feindinn der Einsamkeit und der stillen häuslichen Freuden, zu viel Geräusch liebt und auffucht; mit andern mit ihr nahe verwandten Fehlern, und unter diesen vorzüglich mit der Zerstreuung in seinen Berufsgeschäften, der Geld- und Zeitverschwendung, einer zu weit getriebenen Modesucht und Koketterie, in Verbindung tritt.

Modesucht, im überspannten Grade, hat bald die Eitelkeit, bald die Koketterie zu ihrer Mutter. Eitelkeit entspringt aus Irrthum in der Berechnung der Summe und des Ge-

halts seiner schätzbaren Eigenschaften *); — schätzbaren Eigenschaften, — nämlich solcher, die an sich einen innern reinen Gehalt besitzen, oder eine politische oder gesellschaftliche Währung erhalten haben. — Dieser Irrthum, wenn er einmahl feste, unwankbare Ueberzeugung geworden ist, verursacht den Hang, wegen des damit verknüpften sinnlichen Vergnügens, Andere an diesen vermeintlichen Vorzügen Antheil nehmen zu lassen, um diese Andern von der Existenz, dem vorzüglichen Grade und dem Glanze dieser Eigenschaften zu überzeugen; — und endlich erzeugt dieser Hang, wenn er seinen Zweck erlangt, jenen Stolz,

*) Eitelkeit entspringt aus Irrthum, — auch wenn wirklich schätzbare Eigenschaften zum Grunde liegen. Der wirklich groſse Mann wird durch die Würdigung seiner wirklich schätzbaren Eigenschaften nie eitel werden. Dem Gelehrten, der den Umfang seiner wissenschaftlichen Kenntnisse misst, fällt das bekannte: *Q u a n t u m e s t, e i n*, und er ist bescheiden. Ein *error calculi* bey der Rechnung über Summe und Gehalt seiner Eigenschaften läßt sich bey der Eitelkeit gewifs auffinden.

der Form und Materie nach, der selten mit gesellschaftlicher Eintracht, Liebe und Freundschaft verträglich ist; jenen Stolz, der sich gern über alle Theilnehmer des gesellschaftlichen Cirkels, und am ersten über die Personen erheben will, mit denen man zu dem genauesten Umgange verbunden ist, gegen welche man schon deswegen eine zurück stossende Verachtung blicken läßt, weil der tägliche Umgang mit ihnen die kleinen Fehler bemerken läßt, die auch der größte Mann, wenn er nicht auf der Bühne steht, als natürliche Nachlässigkeiten an sich zu haben pflegt, die aber der dritte Mann, der ihn in seinem öffentlichen Bestimmungskreise beobachtet, doch nicht zu bemerken Gelegenheit hat. Diese Eitelkeit, welche also, ihrem Wesen nach, zu einer ehelichen Eigenschaft gar nicht organisiert ist, diese Eitelkeit merkt am Ende gar bald, wenn sie nur ihr Spiel erst eine Zeit lang getrieben hat, und das heftigste Feuer der Einbildungskraft, in der sich das Bild dieser Vorzüge spiegelt, etwas gemäßigter geworden ist, daß es sehr zweckmässig für sie seyn werde, von äußerlichen Umständen allen den Aufputz, unter den sie sich dem Auge des Kenners oder

Dilet-

Dilettanten diese Vorzüge im hellesten Lichte darzustellen verspricht, abzuborgen, um damit diese Vorzüge am möglich - besten zu decoriren.

Die Gegenstände, welche die Eitelkeit für die zuträglichsten und zweckmässigsten zu ihrem Aufputze hält, sind nach der Verschiedenheit des Objects der Eitelkeit mannigfaltiger Art.

Ist wissenschaftliche oder Kunstliebhaberey das Object der Eitelkeit, — (eine Unterabtheilung der Eitelkeit, die deswegen die am wenigsten schädlichste und achtungswertheste bleibt, weil sie auf eine wirkliche Vervollkommnung abzweckt, und doch immer Nutzen bey sich führt, ob sie schon noch immer schädlich und bey weiten nicht so achtungswerth ist, als wissenschaftliche oder Kunstliebhaberey, die ohne Eitelkeit existirt, und eben deswegen noch auf eine andere sehr gefellige Tugend, nämlich die Bescheidenheit und Demuth, schliessen läßt; —) ist, sag' ich, wissenschaftliche oder Kunstliebhaberey das Object der Eitelkeit, so setzt sie ihren Aufputz in den Besitz der Hülfsmittel, Instrumente und Werkzeuge, unter denen sich ihr Object

in seiner ganzen Eleganz und Macht zum Zauber erhebt, wodurch sie auf den empfindenden und verständigen Theilnehmer vortheilhaft zu wirken unfehlbar nicht unterlassen wird. Dennoch sind die Fälle, unter denen diese Gattung der Eitelkeit die ganze eheliche Glückseligkeit untergraben kann, sehr zahlreich. Schon oft war der Umgang mit einem fachverständigen Künstler, vorzüglich wenn er zugleich ein einnehmender Mann, und der Ehegatte weniger fachverständig und für die Kunst interessirt war, anfänglich ein Gegenstand so genannter schuldloser Entzückung, und endlich der Ehescheidungsklage.

Ist aber der Gegenstand der Eitelkeit eine kleinliche Sucht, durch Geschmack in der Haushaltung, bey der Tafel, im Hausgeräthe, in der Zimmer-Decoration u. dergl., es Andern zuvor zu thun: so wird die Eitelkeit zu einer Modesucht, die durch ihre unerträglich-lästige Veränderlichkeit, durch Kostenaufwand, und die dadurch veranlasste Finanzen-Zerrüttung, das eheliche Glück untergräbt. Diese Art der Eitelkeit ist über dies noch zufällig schädlich, indem die dabey in die Augen fallende Prahlerey den Widerwillen und Neid ei-

ner grossen Anzahl anderer ebenfalls kleinlich denkender Menschen sich zuzieht, in den Augen des vernünftigen Beobachters aber schon vermöge der dabey unvermeidlichen, pedantischen Sorge für Uebereinstimmung mit der herrschenden Mode lächerlich wird.

Die niedrigste und verächtlichste Gattung der Eitelkeit ist die, welche aus der Vorstellung körperlicher Vorzüge und Reitze entsteht.

Sie nimmt einen doppelten Gang, je nachdem der Verstand dem Kranken noch einiger Mässen zu Hülfe kommt, oder dem Willen gänzlich freyen Lauf läßt. Die Eitelkeit begnügt sich nämlich entweder mit der bloßen Darstellung und Enthüllung ihrer körperlichen Reitze und Vorzüge, und es ist ihr nur darum zu thun, Andern ein günstiges Urtheil darüber abzulocken, ohne sich darum zu bekümmern, wie weit sich die Wirkung auf ihr sinnliches Gefühl erstrecke; oder sie begnügt sich damit nicht, sondern es ist ihre Absicht, auf die sinnliche Empfindung ihrer Zuschauer zu wirken, diese zu verwirren, sich zuzueignen und in ihre Atmosphäre zu ziehen.

Diese erste Gattung ist noch eine verfeinerte Gattung der Eitelkeit, die aber, — wie es

das Schickfal jeder sich selbst überlassenen Sinnlichkeit ist, — in ihrer Unmündigkeit ohne genaue und sorgfältige Aufsicht eines Vormundes schaltet; sich immer gern einen Schritt weiter wagt, und bey der Unthätigkeit ihres Leiters, des Verstandes, gar nicht einsehen, daß sie diese Schritte am Ende nothwendig auf einen ganz andern Weg führen müssen; auf einen Weg, den sie doch selbst nicht betreten wollte. Hier ist Eitelkeit die wahre Quelle der Modesucht, welche aus ihr aus eben den Gründen abzuleiten ist, aus denen, wie wir oben gezeigt haben, Eitelkeit immer fremden Aufputz aufsucht und dessen mit einer unerfättlichen Begierde stets bedarf. Die Demarcations-Linie zwischen dieser Gattung von Eitelkeit und der Koketterie, welcher eine gänzliche Vernachlässigung der ächten Sitten eigen ist, soll, wie man sagt, nur ein schwacher Faden seyn, der unmerklich leicht zerreißbar ist, vorzüglich wenn man nicht immer beym hellen Sonnenglanze, sondern auch zuweilen im Dunkeln zu handeln pflegt. Es beruht hier alles auf der Entschlossenheit und Thätigkeit des Verstandes, welcher die Stelle des Vormundes vertritt, ob-

gleich hierbey auf ihn nicht viel zu rechnen ist. Denn bezeigt er sich nach der Summe der Kraft seiner Thätigkeit wirksam, so bringt er seine Pflēgbefohlne unverzüglich in einen ganz andern Thätigkeitskreis; erklärt ihre Gesellschafter für nutzlos; empfiehlt ihr andere in ihre Stelle; und ändert so mit Interesse und Treue, ohne alle Schonung strenge, die ganze alte Lage ab. Muß man aber den Verstand als einen Vormund annehmen, der willig ein Auge zudrückt und sich nur darüber zu wachen vorsetzt: daß sein Mündel am Ende nicht gar von Gerichts wegen einen andern Vormund erhalten müsse, und er, seines Amtes entsetzt, sich den Vorwürfen und der Verachtung der Pflichtvergessenheit öffentlich ansetze: muß man dieses voraus setzen, so ist unsre ganze Hoffnung ein Wagestück. — Bringt man in der That alle die häuslichen Verschümnisse, die Zeit- und Geldverschwendung einer Frau von dieser Eitelkeit und der davon abhängigen Modesucht; bringt man ihr Unerträgliches und Lächerliches in den Augen jedes unbefangenen Bemerkers; ihr verkehrtes Betragen gegen ihre Familie; ihre zerstreute und nur mit den Gegenständen ihrer Wünsche beschäftigte Stim-

mung der Seele; bringt man die Klippen, an denen ihre heiligsten Pflichten so plötzlich scheitern können, in Anschlag: so ist man in demselben Augenblicke überzeugt, daß ihre Kinder einer bessern Mutter und ihr Gatte einer bessern Gattinn bedürfen; und daß ihrem Manne jeder Versuch, seine Frau zu der Rückkehr zu practisch - vernünftigen Grundsätzen zu vermögen, Pflicht sey, daß er mit aller Strenge ihren Verstand durch den seinigen ergänzen müsse, wenn der ihrige unthätig bleiben, und nicht seiner Bestimmung gemäß wirken will.

Will aber die Eitelkeit, — denn dies ist der andere Gang, den sie bey der gänzlichen Verstandesstille nehmen kann, — will sie auf das sinnliche Gefühl der Zuschauer wirken; hat sie keine geringere Absicht, als diese fremde Sinnlichkeit, deswegen, weil dies ihr erst der wahre Triumph ihrer vermeintlichen Reitze und Zauber - Talente zu seyn scheint, und eben darum so sehr behagt, zu verwirren und in ihr Garn zu locken: dann ist sie nichts als eine Buhlerin, auf Französisch Kokette genannt. Die Modesucht aus Koketterie ist die unverschämteste und unregelmäßigste, weil

Schamlosigkeit bey ihr schon eine von der Mutter angeerbte Eigenschaft ist. Ein solches Weib vernachlässigt den ganzen Umfang ihrer Pflichten, und — ist sie auch gegen den Einfluß fremden Verstandes widerspenstig; so hat es mit der ehelichen Gesellschaft ohnehin ein Ende, oder sie wird der Ruin des Glücks, (auch wohl mit Inbegriff des sittlichen Glücks,) ihres Gatten und ihrer Familie.

Auch der Hang zur Verschwendung ist ein Fehler des Verstandes, der nicht selten eine Ursache des Missvergnügens in der Ehe wird. Er entsteht entweder aus einem Mangel des Verstandes, oder aus bloßer Trägheit, die erforderlichen Ueberlegungen anzustellen, und nach reiflicher Erwägung seinen Wirthschaftsplan zu entwerfen. In jenem Falle fehlt entweder dem Geiste die erforderliche Masse von Kräften und Talenten, oder, welches der beste Fall ist, weil dieser Fehler um so leichter durch Ausbildung gehoben werden kann, als ein guter Wille da ist, oder es ermangelt nur eine Entwicklung der Kräfte und der Fähigkeit nachzudenken. Im letztern Falle, wenn die üble Wirthschaftsführung und Haushaltung aus einer Trägheit zu dem nöthigen Nach-

denken über die häuslichen Geschäfte entsteht, ist die Lage mehrentheils schlimmer als in jenem Falle, weil hier gemeiniglich der gute Wille, seine Kräfte anzustrengen, zu erman-
geln pflegt oder sehr bald wieder in seinem guten Vorfatze ermüdet, obschon unterdessen Eigenthum und häusliche Geschäfte durch diese Trägheit den übelsten Folgen der Verwahrlosung und Verschwendung ausgesetzt sind. Sehr oft gesellt sich zu diesem Fehler Unreinigkeit und Schmutz, welche in einer so engen Verbindung, wie die Ehe ist, den häuslichen Frieden zum frommen Wunsche machen.

Ein schwacher Verstand und schwache Seelenkräfte überhaupt, eine Abwesenheit des Geschmacks, welcher das Leben des Menschen decorirt, Mangel der Erziehung und Ausbildung, — alles dies erzeugt eine gewisse Verachtung des andern Theils, welche mit der Liebe im Widerspruche steht. Diese Mängel und sittlichen Fehler entziehen dem Feuer der Liebe den brennbaren Stoff; es muß auch daher natürlicher Weise die Gluth immer abnehmen; und es ist ein Glück, wenn es nicht gar erlöscht, und statt des Feuers Gleichgültigkeit

und Abwesenheit der Theilnahme des einen Theils an dem andern angetroffen wird. Der gleichen Mißvergnügen in der Ehe hat immer seinen Grund in der Uebereilung bey der Wahl der Personen, welche die Ehe schliessen; und es ist um so mehr räthlich, bey dieser Wahl behuthsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, als es immer mit vielem Mißvergnügen und vielen Unannehmlichkeiten verknüpft ist, wenn diese Fehler während der Ehe abgelegt und eine dem Wunsche, Zwecke und den Ansprüchen beyder Theile gemäße Form annehmen sollen. Ist aber die Lage der Sache einmahl von der Beschaffenheit, daß diese Fehler in die eheliche Verbindung sich eingeschlichen haben, so muß geduldige Sanftmuth, oder Ernst und Nachdruck und jedes Mittel angewendet werden, sie zu verdrängen, und der Zufriedenheit, welche beabsichtigt wurde, Platz zu machen. Alle diese Ursachen des Mißvergnügens stehen mit der Ehe in keiner Verbindung, können ihr auch daher zu keinem Vorwurfe gereichen, sondern werden von den Interessenten, welche schon als Menschen diesen Fehlern zu entsagen verpflichtet sind, zufälliger Weise in die Ehe mitgebracht.

Aeußerliche Ursachen sind auch sehr oft eine Quelle des Mißvergnügens in der Ehe. Ungünstige Glücksumstände haben durch die sie begleitenden widrigen Folgen der Armuth häufig Störungen der häuslichen Eintracht hervor gebracht. Reichthum und Armuth haben auf den groſſen Theil der Menschen einen Einfluß; durch beyde verliert der gewöhnliche Mensch meisten Theils den erhabenen Edel-muth der Seele; daher ist keines von beyden für Sittlichkeit zuträglich, wenn nicht schon das practisch - Gute dem Menschen zur subjectiven Nothwendigkeit seines Willens, d. h.: ein unverletzliches Vernunftgesetz für seinen Willen geworden ist. Reichthum und Armuth kommen ferner darin überein, daß der alltägige Mensch höchst selten ihren Verführungen anhaltenden Widerstand leistet. —

Hierher gehört auch die Zahl der fehl geschlagenen Erwartungen. Ein Theil rechnet auf Verbesserung seiner Glücksumstände durch erheirathetes Vermögen, oder auf Einfluß, den er durch Verbindungen vermittelt seiner Ehe zu erzielen sich einbildet, oder auf Unterstützung von mächtigen Verwandten des sich mit ihm verbindenden Theils, und findet sich am

Ende, — wie, der Regel nach, der Fall ist, wenn der Mensch auf Zufall seine Speculationen aufführt, — getäuscht. Eben so ist der Verdruss, der aus Mißsheirathen entsteht, in der Folge unvermeidlich. Die übeln Folgen, welche aus der Täuschung einer Person entstehen, welche man in einer Periode des Lebens, da der Verstand schlief, zu lieben glaubte, und, — welches ein gemeiner Fall des bürgerlichen Lebens ist, — um dem Verdrusse, der eben so wohl aus der Fortsetzung, als aus der gänzlichen Aufhebung einer solchen ordnungswidrigen Verbindung folgt, zu entgehen, im Tausmel für seine Ehefrau erklärte, — die übeln Folgen dieser gewöhnlichen Täuschung unterlassen selten, sich in ihrer ganzen widrigen Gestalt zu äussern, und sind dann mit nichts weniger sparsam, als mit Vorwürfen, die jede unkluge Handlung nach sich zieht. Diese Ursachen des Mißvergnügens sind aber keinesweges der Ehe eigenthümlich, sondern müssen gleichfalls auf die Rechnung der Interessenten wegen der Uebereilung bey Schliessung der Ehe und wegen ihres Mangels an Klugheit und Sittlichkeit geschrieben werden. Diese müssen nun freylich für ihre Fehler dul-

den, und es bleibt ihnen nichts Besseres übrig, als nach dem gewöhnlichen Plane der Vernunft ihre Fehler zu verbessern. Jedoch ist das Mißvergnügen, welches aus der Armuth entsteht, das unfittlichste. Beyde Interessenten wurden einig, den Genuß ihres Lebens zu theilen; also auch den kärglichen, nicht allein den vollen, üppigen Genuß: diese Ehegatten handeln also nicht nur unfittlich, sondern auch in den meisten Fällen zweckwidrig und unklug, indem sie ihre ohne dies üble Lage noch mehr verschlimmern, wenn sie nicht, erhaben über die äufsern Umstände, ihre Kräfte zur Verbesserung ihrer Verhältnisse vereinigt aufbieten.

Verwahrlosung der Kindererziehung von einem Theile kann ebenfalls den andern Ehegatten zum gegründeten Mißmuthe verleiten, wenn ihn das Wohl seiner Kinder interessirt, und er, bey aller seiner Wärme des Gefühls, aller seiner Gegenvorstellungen ungeachtet, dem immer mehr anwachsenden Verderben der Lieblinge seines Herzens gelassen zusehen soll. Zeigt nun vollends der Erfolg die schlimmen Folgen dieser Pflichtvernachlässigung, so sind Vorwürfe und Bitterkeiten unvermeidliche und desto mehr anhaltende Störungen des häusli-

chen Glücks, als geschehene Handlungen unter die ungeschehenen nicht mehr versetzt werden können.

Noch eine andere Gattung der äußerlichen, zufälligen Ursachen des Missvergnügens in der Ehe ist der Verdruss, der durch die Verwandten des einen Theils oft geflissentlich veranlaßt wird; der Einfluß, den Menschen von niedriger Denkart auf einen Theil sich anmassen; und endlich der Mangel an nöthiger Verschwiegenheit, welcher oft zu den widrigsten und schädlichsten Vorfällen im täglichen Leben Gelegenheit giebt. Unsittliche Menschen haben oft die teuflische Stimmung, alles fremde Glück, weil es in ihrer Empfindung Missbehagen erweckt, stören zu wollen; und Ehegatten sind sehr oft der Gegenstand dieser Versuche. Die Entfernung dieser Menschen aus unserm Wirkungskreise ist, zwar nicht immer ein örtlich und individuell leichtes, aber ein sicheres Mittel gegen diese Unannehmlichkeiten; da aber das Glück und die Ruhe unsrer Tage auf dem Spiele steht, so muß es angewendet werden, wenn sich auch der Kranke und seine Pfscherärzte noch so sehr sträuben sollten.

Diese Uebel in der Ehe beruhen ebenfalls wieder auf Mangel an Verstand und richtiger Beurtheilungskraft, auf Mangel an Welt- und Menschenkenntniß desjenigen Ehegatten, der durch dergleichen fremden Einfluß sich irre leiten läßt. Daher muß man vorzüglich streben, seinem Verstande durch die nöthige und zweckmäßige Richtung zu Hülfe zu kommen.

Mißgefühl und Störung der häuslichen Annehmlichkeiten durch eine vielleicht lange oder gar lebenswierige Krankheit des einen Ehegatten, muß eigentlich zu dem mannigfaltigen Unglücke gezählt werden, welches oft das Loos unsrer Tage ist, und welches den sittlich-guten Menschen um so mehr zur Reife seiner Vollkommenheit bringt, je geduldiger und williger er es trägt. Edel hier zu handeln, hat seinen innern Lohn und prägt den Stempel des Seelenadels auf den Menschen.

Wenn Moden da nicht Statt finden, wo es bloß auf Nutzen und Wahrheit, nicht auf Geschmack ankommt; wenn sie von Gegenständen ausgeschlossen sind, die eine innere, absolute und in ihrer Natur gegründete Schön-

heit besitzen; wenn die Mode, wie Garve *) sagt, die zu jeder Zeit herrschende Meinung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen ist, in Sachen, die weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks, noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können: so sind die Sitten offenbar kein Gegenstand der Moden: sie gehören in das Reich der Pflichten, in welchen das Vernunftgesetz keine Veränderlichkeit duldet, und welche durch diese Gesetze der Vernunft und die aus diesen hergeleiteten Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft eine bestimmte Form erhalten haben. Dem zu Folge kann die Ehe kein Object der Mode werden, weil die Pflichten der Interessenten dieser Gesellschaft nicht auf Geschmack, sondern auf Nutzen und innern Vernunftgesetzen beruhen, und einer innern, absoluten und in ihrer Natur gegründeten Schönheit theilhaft sind. Dennoch hat es schon Zeiten und Länder gegeben, wo die gesellschaftlichen Gesetze des Anstän-

*) Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, Th. I, S. 121.

digen für den Mann eine Maitresse und für die Frau einen Liebhaber erforderten; wo, mit Anstand, nach einem gewissen Tone, leben, zwey abgefonderte Häuser bilden hiefs, und wo man den Ehemann in der Gesellschaft seiner Frau, als ihren Begleiter, zu sehen für abgeschmackt und lächerlich fand. — Dessen ungeachtet aber zeigten die nothwendig aus jeder pflicht- und vernunftwidrigen Handlung entspringenden übeln Folgen, dafs die Ehe nicht unter jene kleinen gleichgültigen Gegenstände zu zählen sey, die den Launen und dem Kreisumlaufe der Moden unterworfen werden können. Jede Art eines solchen Abkommens oder Vertrages unter Ehegatten widerspricht dem Wesen der Ehe, weil es dem Vernunftgesetze, aus welchem das Wesen, die Pflichten und die Rechte der ehelichen Gesellschaft fliessen, zuwider ist, ist also eine Abweichung von der Vernunft, die allemahl ihre Strafe nachfolgen läfst, welche bald früher, bald später den Menschen zur Vernunft zurück führen mufs.

Es gab seit den Zeiten der Völkerverfeinerung einige fixe Mittelpuncte der Moden und des vermeintlichen Anstandes, auf welche der feinere Theil der übrigen Völker seine Augen mit

mit unabgewendetem Blicke heftete und oft blind die Vernunft der Nachahmung aufopfer- te; welche den Deutschen Mann und das Deutsche Weib, die doch die Natur zum Originale geschaffen hat, nur Kopie und Abdruck seyn ließen. — Aber Paris, dessen Sitten so oft auf Unkosten der Vernunft schwelgten, hat seine Herrschaft über Deutschland verloren, und der Deutsche Mann und das Deutsche Weib werden nicht mehr aus Modefucht das Unan- ständige für anständig, das Schädliche für nützlich erklären, werden nicht mehr Sitten und Pflichten mit Moden verwechseln.

Es giebt einige seltene Fälle, in denen die Entschuldigungen des ehelosen Standes mit dem Gepräge des Edelmuths bezeichnet sind. Ehelos zu bleiben, um seine hülfsbedürftigen Aeltern oder Geschwister unterstützen zu können, ist eine achtungswürdige Handlung; nur kann alles erst im concreten Falle beurtheilt werden, wo es sich ausmitteln muß, ob nicht beyde Pflichten bey mehrerer Einschränkung oder bey Verdoppelung der Kräfte zusammen vereinigt werden können. Aber auch in denen Verhältnissen, welche sie am meisten begün- stigen, kann diese Entschuldigung über die

Grenzen der Dauer jener Verhältnisse nicht ausgedehnt werden. So bald jene Verhältnisse aufhören, tritt die Verbindlichkeit des Menschen und Staatsbürgers zur Ehe sogleich wieder in ihre Stelle.

Den sichersten Anspruch auf eine glückliche Ehe, — Mädchen! — Jünglinge! — den sichersten Anspruch darauf giebt euch Tugend. Die Reinigkeit eurer Sitten erhebt euch über jene Fehler, welche die Ehe zu einer Qual machen; die Reinigkeit eurer Sitten macht euch zugleich, durch die ihr eigene Delicatesse des Gefühls, für die Belehrung in euern Pflichten empfänglicher. Ihr werdet in der Ehe Segnungen treffen, wo Andere unter Unannehmlichkeiten schmachten, welche ihr ehemahliges, altes Laster in die Ehe verpflanzt hat. —

Es ist ein äußerst genauer Zusammenhang unter den Pflichten des Menschen. Einmahl gewohnt, einige Pflichten zu verletzen, ist die Verabfäumung der übrigen ein eben so leichter Schritt, als er schwer ist, so lange jemand noch keine von seinen heiligen Pflichten gebrochen hat. In der Ehe ist das sicherste Mittel, künftige Unannehmlichkeiten zu vermei-

den, — Vernunft *). Bey dem Sonnenglanze der Wahrheit stellt uns die Vernunft die Reihe unsrer Pflichten in jedem Verhältnisse und jeder Lage unsers Lebens vor, und heiligt sie uns. Das unwankende Princip: von seiner Pflichtenerfüllung nie abzuweichen, ins Herz geschlossen, wird der Mensch in seiner Lage biegsam; misst das Gute gegen das Schwere, Drückende in den Verhältnissen, unter denen er lebt; er fühlt Lebensgenuss, wenn er sieht, daß das Gute das Schlimme doch noch überwiegt; und begründet in sich den festen Entschluß, das Unangenehme edelmüthig aus Pflicht mit Geduld zu tragen.

An den Tempel der alten, ehrwürdigen Wahrheit schließt sich unmittelbar der weltalte Tempel der Religion. —

Wenn die Vernunft des Menschen gern und willig in dem Tempel der Wahrheit verweilt, ihren Principien sorgfältig nachforscht, und sie eben so wohl aus den Gräbern der

L 2

*) Man lese in Schmidts Versuch einer Moral-Philosophie, 2te Ausg., Jena 1792, den §. 588 u. f. über die Pflichten, die sich auf den Geschlechtstrieb beziehen.

Vorwelt und den Ruinen der alten Welt, als aus den lehrreichen Beyspielen der jüngsten Jahrhunderte wissbegierig auffucht: dann gewinnt die Wahrheit die lehrbegierige Schülerinn, die Vernunft, lieb, ergreift ihre Hand, und leitet sie, wenn sie ihren Lehrling an ihren Schätzen reich genug glaubt, in den ihr unmittelbar nahen Tempel der Religion. Die Göttinn dieses Tempels lehrt nicht mehr irdische Weisheit, sondern verpflanzt die Schätze ihres Unterrichts aus dem unermesslichen Reiche der Vollkommenheiten auf unsre Welt; sie haucht dem Menschen ihren lebendigen Athem ein und Lebensgenuss noch jenseit des Grabes. — Zufriedenheit mit seinem Antheile an Freuden und Leiden; festeres und noch durch neue Gründe mehr heiliges Streben nach Pflichterfüllung; Sanfmuth, höhere Menschenliebe und Eifer, dem Menschen- und Weltzwecke aufs pünctlichste gemäß zu leben; überall, über Sinnlichkeit erhoben, nur zweckmäßig zu handeln: — diese Segnungen der Religion vermischen sich sodann mit dem ganzen Daseyn des Menschen, — der dann sicher der beste Mensch, also auch der beste Gatte ist.

VII.

U e b e r

Trennung der Ehe.

Der Tod, welcher alles auflöset, ist unerbittlich gegen die Thränen der Zärtlichkeit und der Waisen. Bey dieser Art der Trennung der Ehe bleibt dem überlebenden Ehegatten die Pflicht, einseitig die Erreichung des Zwecks der Ehe in Hinsicht auf die Erziehung der aus dieser Ehe entsprossenen Kinder mit möglichster Kraft zu befördern. Die Pflicht seiner Humanität giebt der alten Verbindlichkeit, die er dazu durch die Erzeugung seiner Kinder erhielt, eine neue Existenz. In gewissen Verhältnissen kann, wenn man nur das gehörige Loos trifft, ein zweyter Gatte, eine zweyte Gattinn, durch freywillige Theilnahme an der Erziehung der Kinder der ersten Ehe, diesen Zweck oft glücklich befördern.

Die Ehe der Natur, — eine aus Liebe eingegangene, fortdauernde Verbindung eines Weibes mit einem Manne, — ist allemahl ein unter den Interessenten errichteter Vertrag,

der also so wenig, wie ein Vertrag überhaupt, durch die einseitige Losfagung eines Ehegatten aufgehoben werden kann.

Auch verträgt sich nicht die beyderseitige Einwilligung der Ehegatten in die Aufhebung der Ehe ohne dringende Nothwendigkeit, mit der Pflicht der gemeinschaftlichen Erziehung der Kinder, welche beyden Ehegatten bey der Erzeugung der Kinder von der Natur als eine heilige Verbindlichkeit zu Theil ward. Anstalten zu fremder Erziehung treffen, setzt beständige Aufsicht darüber, wenn die Pflicht der Erziehung nicht auf ein bloßes Glücksspiel zurück gesetzt werden soll, setzt anhaltendes gemeinschaftliches Wirken beyder Ehegatten zum voraus, wenn sich nicht die Kinder in einer verwaiseten Situation befinden sollen, in welche sicher auch die, dem Anscheine nach, vortheilhaftesten Anstalten und Verfügungen für ihre fremde Erziehung bey einer solchen freywilligen Ehetrennung hinfinken werden; da über dies der feurige Antheil, welchen die sich trennenden Aeltern etwa noch zu der Zeit der Ehetrennung für die Kinder blicken lassen, gemeiniglich in der Folge der Trennung durch die nachfolgenden Verbin-

dungen und Verhältnisse sehr bald erkaltet. Selbst die einseitige Erziehung des einen Ehegatten, welcher sie freywillig über sich nähme, ersetzt ihnen nicht, ob es schon nach Verhältnissen für die Kinder erspriesslicher seyn kann, die Vortheile der gemeinschaftlichen Erziehung vereinigter und vernünftiger Aeltern; und die Kinder haben ein darauf durch die Natur begründetes Recht, welches ihnen keine gemeinschaftliche Einwilligung ihrer Aeltern in die Trennung der Ehe nehmen kann.

Verläßt ein Ehegatte den andern muthwillig; belastet er sich mit Fehlern und Lastern, welche ganz seinem Vertrage und dem Wesen seiner ehelichen Verbindung und Zwecke entgegen gesetzt sind; verweigert oder hintertreibt er vorsätzlich und anhaltend einen oder mehrere Zwecke der ehelichen Gesellschaft: so ist der vernunftgesetzmässig lebende Ehegatte zu den Mitteln befugt, welche ihn zu der Erreichung seines Zweckes führen, (weil er zu dem Zwecke, und demnach auch zu den Mitteln berechtigt ist;) mithin hat er ein unlängbares Recht, den pflichtvergeffenen Ehegatten durch Zwang zu seinen Pflichten zurück

zu führen. Findet aber kein Zwang Statt, oder kann durch denselben die Absicht schlechterdings nicht erreicht werden, oder kann bey dem unschuldigen Theile keine Vergessenheit und Verzeihung des Vergehens, und keine Rückkehr der Zärtlichkeit und Einigkeit mehr gehofft werden, (wie z. B. bey einer Verletzung der Pflicht der ehelichen Treue, oder bey einer durch Laster sich zugezogenen verwüstenden Krankheit sehr wohl denkbar ist:) dann kann sich der unschuldige Ehegatte von seinem schuldigen Gefährten trennen. Denn da in diesen Fällen kein Zweck der Ehe durch den Muthwillen und die vorsätzliche Verschuldung des einen Theils reifen kann, so ist auch keine Ehe ihrem Begriffe und Wesen nach da; vielmehr ist sodann diese Trennung ein Mittel, einseitig den Ehezweck nach Möglichkeit zu befördern und durchzusetzen, der während einer Verbindung mit einer Person von dieser Denkart vielleicht auch nicht einmahl einseitig erreicht werden würde und könnte. Der Zweck der Erziehungspflicht giebt hier den Wink, daß der unschuldige Theil die Erziehung der aus dieser Ehe abstammenden Kinder fortsetzen müsse; daß aber der schuldige Theil

seinen Antheil an Hülfsmitteln, seinen Antheil an Unterstützung zum Betriebe derselben, nach dem Verhältnisse und Masse seiner Umstände und Situation, so wie auch nach dem Verhältnisse der den Kindern zuzubilligenden Erziehungsart, beyzutragen immerfort verpflichtet bleibe und dazu durch Zwangsmittel angehalten werden könne. In wie fern ein solcher Ehegatte den Nachtheil und Schaden, der durch sein pflichtwidriges Benehmen während der Ehe dem schuldlosen Theile zugefügt worden ist, zu ersetzen verpflichtet sey, muß nach den allgemeinen Regeln der Verbindlichkeit des muthwilligen und vorsätzlichen Schadenersatzes beurtheilt werden.

Die Frage, in wie fern eine Ehe wegen einer während der Ehe den einen Ehegatten überfallenen Krankheit getrennt werden könne, ist eine verwickelte Frage, welche allgemein gar nicht entschieden werden kann, bevor nicht eine Analyse der in ihr enthaltenen wesentlich verschiedenen Fälle unternommen wird. Die Krankheit hat entweder, wie man bey dieser Zerfetzung findet, den Tod zur unvermeidlichen Folge; — in diesem Falle wäre Trennung, ohne die von selbst gewifs er-

folgende Naturretrennung abzuwarten, die Handlung eines Barbaren, — eines Wilden, der seinen alten, siechen Vater todtschlägt, — und wäre immer nur eine Handlung, an der Brust heimlicher, verachtungswerther Ueppigkeit und Wollust gefängt, welche keinen Augenblick Genuß verlieren will. — Oder die Krankheit hat nicht den Tod zu einer nahen, gewissen Folge. In diesem Falle kann die Krankheit bloß in der Unfähigkeit, neue Kinder zu erzeugen, bestehen, ohne daß sie die Erziehung der bereits erzeugten Kinder, oder den häuslichen Wirthschaftsbetrieb verhindert. Ist dieses Unvermögen nicht lebenswierig; ist es zweifelhaft, ob es von dieser Beschaffenheit sey: so ist kein Grund da zu der Behauptung, daß der Ehezweck nicht werde erreicht werden können; mithin ist auch noch kein Grund zur Trennung vorhanden, wenn auch keine in dieser Ehe erzeugte Kinder existiren sollten. Denn bereits erzeugte Kinder würden außerdem aus dem Grunde ihrer Erziehung einen Zusatz zur Verbindlichkeit der Verlängerung dieser Ehe geben. — Sollte dieses Unvermögen aber auf die Dauer der Lebensjahre unbezweifelt sich erstrecken, dann hängt alles von

der Frage ab, ob noch zu erziehende Kinder aus dieser Ehe da sind. Im Falle dieses bestätigt werden muß, so geht die Pflicht der gemeinschaftlichen Erziehung der bereits erzeugten Kinder der Pflicht, neue Kinder zu erzeugen, vor. Es ist der Natur gemäßer, das schon existirende Geschöpf eher zu seiner Vollkommenheit zu entwickeln, als dieses Geschäft nur mit halber Kraft zu betreiben, um noch mehr neue Geschöpfe zu erzeugen. Dem Weltzwecke liegt mehr an dem Daseyn von Menschen, deren Humanität zur Reife gebracht ist, als an der bloßen Menge roher, menschenähnlicher Menschen. — Die Einwendung, daß hier Vielweiberey Statt finden, daß man die bisherige Gattinn zur Kindererziehung beybehalten und mit einer andern zur Kindererzeugung sich verbinden könne; diese Einwendung hat alle Gegengründe der Vielweiberey überhaupt wider sich. Es ist ein Rath der Zügellosigkeit, welche nicht den sittlichen und physischen Schaden der Vielweiberey, die mancherley doch möglichen Ausschweifungen berechnet, und nicht voraus sieht, daß durch die zu nahe Gesellschaft einer annoch übrigens thätigen Frau mit

einer Nebenbuhlerin die Absicht der erzielten Erziehung der ersten Kinder nicht erreicht werden würde, weil Mangel an häuslichem Frieden, Mißmuth über Situation, und einreißende Unfittlichkeit die Kinder nicht so wohl erziehen, als verderben würde. — Sind aber bey einer unstreitig lebenswierigen Unfähigkeit zur Kindererzeugung keine Kinder am Leben: — dann fehlt Zweck der Ehe, und dann ist Trennung zu rechtfertigen; welche aber den andern sich trennenden Ehegatten von der Pflicht, für die Verpflegung und den Unterhalt des andern Theils zu sorgen, nicht lospricht. — Eben dieses ist der Fall, wenn eine Krankheit an der Erzeugung, an der Erziehung der bereits schon vorhandenen Kinder, und an dem Wirthschaftsbetriebe gänzlich, die Dauer des Lebens hindurch, hindert. Hier ist ebenfalls kein Zweck der Ehe mehr denkbar, mithin Trennung zu entschuldigen, nur kann die Pflicht gegen den andern Ehegatten in Absicht seines nöthigen Unterhalts nicht aus den Augen gesetzt werden. Ist aber die Krankheit dieser Art nicht lebenswierig, oder verhindert sie nicht den ganzen Zweck der Ehe, so findet auch keine Trennung Statt,

weil noch immer Zweck der Ehe beabsichtigt werden kann.

In Hinsicht auf Ehetrennungen würde man also das höchste Gesetz der Vernunft dahin abfassen müssen, daß Trennung der Ehe nur dann Statt finde, wenn der ganze Zweck der Ehe, — also das Wesen der Ehe, — also die Ehe von selbst, — aufhört. —

Dieses waren die allgemeinen Principien der Vernunft in Beziehung auf die Trennung einer ehelichen Verbindung, ohne daß man dabey auf eine bürgerliche Gesellschaft, in welcher der Mensch lebt, und auf ihre Gesetze Rücksicht nahm. Als Völker sich in bürgerliche Gesellschaften, in Staaten vereinigt hatten, dann änderte sich bald die Scene. Schon im Jugendalter der Welt ward der Mensch den einfachen, einleuchtenden Urwahrheiten der Vernunft untreu; suchte bequemere, die mehr seiner Sinnlichkeit schmeichelten, und mußte am Ende, durch Schaden klüger, jenen aufrichtigen Grundsätzen sich wieder nähern; so wie der, welcher seiner reinen, gefunden Silberquelle überdrüssig, nach erkünstelten Getränken greift, die ihn statt der versprochenen und gehofften Stärkung

schwächen, und in kurzem Beweggründe genug von selbst geben, zu seiner Silberquelle zurück zu kehren.

So bald Staaten sich bildeten, so bald mußte auch der Menschheitszweck der einzelnen Individuen nach dem gemeinschaftlichen Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft modificirt werden. Denn da der Gesellschaftszweck seinem Wesen nach darin besteht, daß jeder Staatsbürger in und vermittelt dieser Verbindung seinen individuellen Menschheitszweck um so ungestörter und sicherer soll erreichen können; so muß auch der persönliche Menschheitszweck jedes Staatsbürgers bey allen seinen Handlungen eine solche Richtung erhalten, daß jener erhabene Gesellschaftszweck dabey bestehen könne. So bald sich also Staaten bildeten, so bald mußten alle Geschäfte, Verbindungen und Verträge der einzelnen Glieder der Gesellschaft eine solche gesetzliche Form erhalten, daß sie dem allgemeinen Gesellschaftszwecke nützlich und beförderlich, nicht aber schädlich und hinderlich wurden. Eine eben solche gesetzliche Form erhielt die Ehe, wie uns ihre Geschichte damit bekannt gemacht hat, in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ge-

Setzgebung beschäftigte sich mit Bestimmung der Form der Ehe; des Aufgebots und der priesterlichen Einsegnung; der Rechte in Rücksicht der Personen, welche in eine eheliche Verbindung treten wollen, und den ihnen entgegen stehenden Ehehindernissen; mit dem dagegen dienstfertigen Dispensations-Rechte; mit Eheverlöbniß, ihren Wirkungen und ihrer Aufhebung; mit der ehelichen Gewalt und Vormundschaft, und den rechtlichen Wirkungen einer gültigen Ehe und mit allen den Gegenständen des Eherechts, welches schon von einer starken Schriftstellerzahl erschöpft worden ist, und nicht in den Umriss dieser Abhandlungen gehört.

Aus eben diesen Gründen war aber auch nichts nöthiger, als daß die Gesetze ebenfalls die Trennung der Ehe unter eine bestimmte, gesetzliche Form bringen mußten, unter der allein sie nur vollzogen werden und Statt finden konnte; d. h. : 1. es mußten von den Gesetzen gewisse Ursachen fest gesetzt und dahin gebilligt werden, daß aus diesen, aber auch nur aus diesen allein, eine Trennung der Ehe Statt finden könne; 2. mußte eine gewisse Form Rechtens, zur Sicherung gegen alle Un-

ordnung und allen Mißbrauch, durch die Gesetze bestimmt und den Staatsbürgern bekannt gemacht werden, welcher sich jedermann bey einer beabsichtigten Auflösung der Ehe unterwerfen muß, so daß bey deren Verabfäumung eine Ehetrennung ganz und gar nicht Statt findet, und nicht für rechtlich und gültig anerkannt wird.

Die Geschichte der Ehescheidung zeigt uns diesen Gang in der bürgerlichen Gesellschaft. Nur formte sich immer die Ehescheidung nach dem National - Charakter des Volks. War der National - Charakter Frömmelley oder Aberglaube; war er bloße schwelgerische Sinnlichkeit oder unausgebildete Rohheit in Sitten und feinem Gefühle; war er Spitzfündigkeit und Grübeleley: — so waren die Grundsätze der Ehescheidung immer aus demselben Stoffe gewebt.

Bey den Israeliten gab der Mann ohne Dazwischenkunft eines Gerichts einen Scheidebrief, dessen Ausstellung seiner Billigkeit und Gewissen — überlassen war. Die einmahl geschiedene Frau durfte der ehemahlige Ehemann nicht wieder heirathen. Jedoch verlor der Verführer eines Mädchens, das er nach
den

den Gesetzen hatte heirathen müssen, so wie auch der Mann, der nach der Hochzeitnacht seine Frau eines Mangels der Unschuld fälschlich beschuldigt hatte, das Recht, ihr einen Scheidebrief zu geben.

In Griechenland hatte man in Rücksicht der Ehetrennung nach Verschiedenheit der mehrern Völkerschaften verschiedene Begriffe. Jedoch dachte man im Puncte der Ehe, — wie der Grieche überhaupt dachte, — sinnlich. Bey den Kretensern war es willkührlich, sich wegen Besorgniß zu vieler Kinder zu scheiden. Bey den Spartanern waren die Scheidungen selten. Eine Zurückhaltung war es in Athen, daß die Männer, welche sich schieden, außer einem Scheidebriefe, auch die Mitgift herausgeben mußten. Einer Frau war es Schande, wenn sie sich von ihrem Manne trennte, ob es ihr gleich aus hinlänglichen Gründen der Archon verstattete.

Bey den Römern waren in ihren mittlern Zeiten die Ehescheidungen sehr alltäglich; nur mußten gewisse Formeln und Feyerlichkeiten dabey nicht verfäunt werden, vorzüglich wenn die Ehe durch Confarreation geschlossen war; denn nun konnte sie nur auf eine feyerliche

Art, die man *Diffarreation* nannte, wieder aufgelöst werden. Die Formel dabey war: Frau, packe ein und geh, (*res tuas tibi habeto.*) War die Ursache der Ehescheidung kein Ehebruch, so behielt der Mann die Ausstattung nicht. In den frühern Zeiten war mehr Redlichkeit unter den Römern. Nach dem Dionys von Halikarnass hatte Rom in seinen ersten 520 Jahren kein Beyspiel von Ehescheidung. So hatten sich die Sitten Roms verschlimmern und endlich ganz verderben lassen, daß man jene alte Römer-Denkart nicht in ihr wieder findet.

Durch jene merkwürdige Epoche, die Geburt Jesu Christi, welche nachher auf den ganzen Umfang der Rechtswissenschaft einen so wichtigen Einfluß hatte, änderten sich auch in den Ehescheidungen die Grundsätze. Die auf die christlichen Lehrlätze erbaute Kirche setzte fest: nach der Offenbarung Gottes sey die Ehe ein unauflösliches Band, und um so unbezweifelter, als es Christus selbst bestätigt habe. Christus habe den Ehebruch nur als Ausnahme von der Regel behandelt. Man berief sich auf Matthäus V, 31. 32; XIX, 3—9; Marcus X, 3—12; Lucas XVI, 18. Nun blie-

ben zwar die Apostel und die ersten Christen diesen Lehrlätzen thätig treu; bey den Römern aber dauerte die Uneingeschränktheit in den Ehescheidungen bis auf Constantin den Großen, der im Jahre 331 zuerst Ursachen zur Ehescheidung fest setzte. Theodos und Valentinian stellten zwar jene Freyheit in ihrem Volks - Codexe wieder her, schränkten sie aber kurz darauf auf bestimmte Ursachen für die Frau und den Mann ein *). Nun fügte Justinian noch eine neue Ursache hinzu, bestimmte aber hernach ganz neue Ursachen **). Nach Justinian dauerte die Leichtigkeit der Ehescheidungen noch bis ins vierzehnte Jahrhundert fort. So sehr auch die Kirchenväter diese Launigkeit der christlichen Kaiser haßten; so wagten sie es doch nicht, ihre Gesetze anzugreifen, sondern begnügten sich, in ihrem Cirkel ihre Meinungen zu äußern, und riethen, daß, auch sogar wegen Ehebruchs, geschiedene Personen, sich nicht wieder verhehelichen soll-

M 2

*) In der L. 8. C. de repud.

**) Im achten und neunten Kapitel der 117ten Novelle.

ten: die Kirche begnügte sich damit, diejenigen, welche sich aus einer andern Ursache, als Ehebruch, schieden, mit Kirchenstrafen zu belegen. Endlich behielt zu den Zeiten Carls des Großen die Meinung des Augustin die Oberhand, und wurde im Jahre 791 auf dem Concilio foroiulienfi allgemein genehmigt, nämlich: daß zwar wegen Ehebruchs eine Trennung von Tisch und Bette, aber keine anderweitige Verehelichung Statt finden solle; wozu die Lehre, daß die Ehe ein Sacrament sey, kräftig mitwirkte. Aus diesen Lehrrätzen kann auch leicht der Haß des kanonischen Rechts gegen die zweyte Ehe, der sich in allen derselben beygelegten Folgen und Wirkungen so sichtbar äußert, erklärt werden *).

Die Trennung der christlichen Religions-Parteyen ist eine neue Periode, welche wieder ganz verschiedene Grundsätze der Ehescheidung herbey brachte. Die protestantischen Christen konnten wegen der Verschiedenheit ihres Religions - Gebäudes von dem der Römisch - katholischen Christen die Grund-

*) Just. Henning Böhmers ius ecclesiast. protestant., L. 4. tit. de divort.

sätze der Ehescheidung des päpstlich - kanonischen Rechts nicht allgemein anerkennen. Man einigte sich in der protestantischen Kirche über gewisse, bestimmte Urfachen, aus welchen eine Ehe durch richterlichen Beystand gänzlich aufgehoben und eine anderweitige Verehelichung bey Lebzeiten der geschiedenen Ehegatten nachgelassen werden kann. Unter diesen Umständen konnte nunmehr eine Ehe aus doppeltem Grunde aufgelöst werden: entweder, wenn sie durch richterlichen Ausspruch gleich vom Anfange ihrer Schließung an für widerrechtlich und ungültig erklärt, oder weil sie durch richterlichen Ausspruch aus gesetzlichen Gründen aufgehoben wird.

Die verschiedenen Landesherren wurden durch mannigfaltige Gelegenheiten zu einer Menge von Gesetzen veranlaßt, welche auf die Ehetrennung Bezug hatten und verschiedene Bestimmungen und Veränderungen dabey fest setzten *).

*) Die Ehenichtigkeits - und die Ehescheidungsursachen nach diesen gemeinen Rechten können, da sie in das Gebiet des Ehe-

Selbst unsere vaterländischen königlich-Preussischen Staaten sind im Besitze eines reichen Vorraths an Verordnungen, welche die Ehetrennung betreffen. Jetzt hat unsere neueste Gesetzgebung die Erfordernisse einer gültigen Ehe, so wie auch die Ursachen der Trennung der Ehe durch richterlichen Ausspruch *) zweckmässig bestimmt.

rechts gehören, in den Schriftstellern über das Eherecht nachgelesen werden. S. Dabelow Eherecht der Deutschen Christen, S. 156, 161.

*) Allgem. Gesetzbuch 1r B., 2r Th., 1r tit., 1r und 8r Abschnitt.

VIII.

U e b e r

das Interesse und die Mittel
der Staaten,
die Ehen zu befördern.

Der Leichtfinn bey Ehescheidungen hat eine Menge von Vertheidigern gehabt. Schon der berühmte Marschall von Sachsen, dessen Talente die Bewunderung seines Zeitalters waren, der sich aber weniger um die Tauglichkeit der Staatsverfassungen, als um einen Ueberfluß an tauglichen Kriegern bekümmerte; schon dieser Marschall schlug in seinen militärischen Werken einen Frauentausch und eine Leichtigkeit in Ehescheidungen vor, bey der gewiß kein Staat auch nur durch ein Menschenalter sich wohl befinden würde. So giebt sich auch, nebst noch vielen andern, der Verfasser eines so genannten philosophisch- und juristischen Systems über die Ehen *) außerordentli-

*) Ansp. 1777, 1ste Abh., S. 9 u. anderweit.

che Mühe, die Vortheile einer uneingeschränkten Freyheit der Ehescheidungen darzuthun.

Die Leichtigkeit der Ehescheidungen gehört unter die Classe der Gegenstände, die schon durch Staatsversuche erprobt worden sind. Es gab eine Periode, in der man die Ehescheidungen hier und dort höchst begünstigte; wo man die Ehe als einen bloßen Vertrag behandelte, dessen Aufhebung nur einer bloßen Erklärung der Einwilligung der Interessenten bedurfte. — Aber die Folgen änderten sehr bald diese Grundsätze, und man schränkte nach einem sehr kurzen Zeitraume die Nachlassung der Ehescheidungen nur auf jene Fälle ein, wo Ehetrennung wirklich vortheilhafter als Fortdauer der Ehe ist.

So lange Ehescheidungen unter die ernsthaften, wichtigen und erschwerten Gegenstände richterlicher Verhandlung gezählt werden, so lange hat eine Ehescheidungsklage etwas Abschreckendes für den großen Theil des Volks, der die Verhandlung der Ehescheidung sodann unter die merkwürdigsten Vorfälle seines Lebens zählt, der immer, vorzüglich in gewissen Verhältnissen, ein gewisses Gefühl von Scham dabey blicken läßt. Dieses macht

die Ehescheidungen dem Volke widriger, und vermindert daher die Zahl dieser Klagengattung. Zu groſse Leichtigkeit der Ehescheidungen hingegen verpflanzt den dabey zum Grunde liegenden Leichtſinn in das Herz des Volks. Dann werden Ehescheidungen Gewohnheit, hören auf, ein Object des Ehrgefühls zu werden, und kommen als alltägliche Erscheinungen deſto zahlreicher vor, je mehr der Hang zur Veränderlichkeit der Menschen darnach hinzieht. Veranlaſſungen giebt es immer, und wie ſo leicht können ſie gefunden werden, wenn man ſie erſt ſucht! — Die Verführung hat nun, da ihre Hände ungebunden ſind, einen weitem Spielraum, und wird die Maſſe der Ehescheidungs - Acten überflüſſig vervielfältigen. Nun wird jeder Anlaß zur Unzufriedenheit in der ehelichen Verbindung Stoff zur Verſuchung und Nahrung des Mißmuths. — Dann erſt die üble Situation, in welche die Kinder durch dieſe Ehescheidungen ohne ihr Verſchulden geſetzt werden, und die immer ihres Anſpruchs auf den Vortheil aus gemeinſchaftlicher Erziehung vernünftiger Aeltern beraubt werden, wenn auch äußerlich für ihre Erziehung geſorgt wird. — Halb verwaiſet werden

sie doch immer nachlässig behandelt werden; sie und die bürgerliche Gesellschaft verlieren durch diesen Leichtsinne, bey dem im Grunde doch nur, wenn die Ehetrennung kein wirklich nothwendiger Fall ist, Ueppigkeit, Bosheit des Herzens, und, — recht offenherzig gesagt, — Irreligiosität im Hinterhalte liegt.

Die Tugend der Schamhaftigkeit, die wahre Sittlichkeit ist für jede Constitution einer bürgerlichen Gesellschaft von der äußersten Wichtigkeit. Sie hat einen Einfluß auf den ganzen Betrieb einer Staatswirthschaft; Ehrfurcht huldigt ihr, wo sie dieselbe antrifft, auf dem Throne, im Pallaste, in der Hütte, in den Ringmauern einer Stadt oder in dem Gebiete eines Volks; und ein Monarch besitzt viel Hülfsmittel zu seinem erhabenen Zwecke, wenn sein Volk diese Tugend besitzt. —

„Der Verfall der weiblichen Tugend,“ sagt sehr treffend jener große Menschen- und Staatenkenner, der Verfasser des Geistes der Gesetze *), „der Verfall der weiblichen Tugend hat ein ganzes Heer von Uebeln zur

*) Montesquieu Esprit des lois, Oeuvr., Londre 1787, Tom. I, pag. 215.

„Folge; die weibliche Seele wird dadurch so
 „herab gesetzt, und bringt einen so großen
 „Verfall mit sich, daß man diese Art Aus-
 „schweifungen in einem demokratischen Staa-
 „te sicher für eins der größten Staatsübel
 „halten, und eben so sicher auf eine Verände-
 „rung in der Constitution rechnen muß. Da-
 „her,“ sagt er, „haben auch die größten Ge-
 „setzgeber Ernst in der weiblichen Tugend ge-
 „fordert. Daher haben sie nicht nur das La-
 „ster, sondern auch den Schein desselben aus
 „ihren Staaten verwiesen; daher auch jene Ga-
 „lanterie verwiesen, welche die Mutter des
 „Müßigganges ist, welche die Weiber verdirbt,
 „ehe sie selbst noch verdorben sind, welche
 „aus einem Nichts Wichtigkeiten, und aus
 „Wichtigkeiten ein Nichts macht, und wel-
 „che am Ende gar die Maximen des Lächerli-
 „chen zu Staatsgesetzen umformt.“

Die Begünstigung der Schamhaftigkeit ist
 von der Aufrechthaltung der wahren Sittlich-
 keit unzertrennlich. Sittlichkeit ist unzer-
 trennlich von dem Glücke eines Staates, —
 folglich muß ein Staat jene eben so liebens-
 würdige als einträgliche Eigenschaft in seinen
 Schutz nehmen, und dazu ist, außer den dahin

gehörigen zweckmäßigen Polizey - Anstalten, Begünstigung der Ehen ein sicheres Mittel.

Tugendhafte Ehen sind Pflanzschulen der Tugend in der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind für den Staat die Pflanzschulen tauglicher Bürger. Verheirathete Bürger sind die sichersten, sie sind die, auf welche der Staat in Rücksicht der persönlichen Dienste und seiner nothwendigen Einkünfte am zuverlässigsten rechnen kann. — Und da die Ehen zum Bürgeranbaue, in deren verhältnißmäßigen Menge schon das Staatswohl sich begründet, unumgänglich nothwendig sind; so muß der Staat für die Ehen sich interessiren. Beförderung und Vervielfältigung der Ehen aber muß ihm vorzüglich am Herzen liegen, wenn er wirklich zweckmäßig sich dafür interessirt. Je weniger Ehen in einem Staate sind, desto weniger glücklich sind die wirklich vorhandenen; je seltener die verheiratheten Personen sind, desto seltener ist eheliche Treue, also eheliches Glück. Montesquieu meint, es verhalte sich in diesem Falle, wie mit den Diebstählen; je mehr Räuber, je mehr Dieberey. — Dieses ist ein neuer Grund, aus welchem aller Leichtsinne bey Trennung der Ehen ver-

bannt werden muß. Leichtigkeit der Ehescheidungen ist Veranlassung dazu; also Verminderung der Ehenzahl, also ganz wider diesen Staatszweck. Wollte man auch annehmen, daß hier und dort Ehen von leichtsinnigen Personen, in der Hinsicht, daß sie bald und leicht wieder getrennt werden können, geschlossen werden sollten: so sind dieses Ehen, auf welche der Staat eben so wenig als auf die Denkart der sie eingehenden Individuen sich stützen kann. Die Ehen werden sodann zu launigen Concubinaten herab gewürdigt, welche weder in der Erziehung der Kinder, noch in den gesellschaftlichen Pflichten der Eheleute unter sich ein Ehezweck eigen ist; und das Vaterland wird mit leichtsinnigen Vätern, verführten Müttern und verwahrloseten Kindern belastet werden, und in kurzem wird die Tugend dieses Land meiden. Da auch die Leichtigkeit der Ehescheidungen die kleinen Unzufriedenheiten, welche von den ehelichen Verbindungen so wenig, wie von andern menschlichen Verknüpfungen abgehalten werden können, nährt und sie bey übel gesinnten Personen bald in volle Flamme ausbrechen läßt; da unter den Zwistigkeiten der Aeltern, unter den

Situations - Veränderungen durch die Ehetrennung die Erziehung der in einer solchen Ehe erzeugten Kinder das meiste leidet, und doch dem Staate nicht bloß an vielen, sondern hauptsächlich an hinlänglichen, tauglichen Bürgern gelegen ist: so streitet also auch natürlich die Leichtigkeit der Ehescheidungen wider den Zweck der Ehen, und, da dieser ein Staatszweck ist, zugleich wider den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft.

Der Staat muß sich ferner bey der Frage, in welchem Verhältnisse und mit welchem Betriebe Ehen zu befördern sind, vorzüglich nach dem Verhältnisse seiner Volkszahl bestimmen. Je nachdem die wirklich vorhandene Volksmenge mit dem Menschenbedarfe eines Landes in richtigem Verhältnisse steht oder nicht steht, je nachdem kann im ersten Falle, ohne daß besondere Operationen nöthig sind, der Natur der Lauf gelassen werden, oder muß, im zweyten Falle, die Gesetzgebung die Ehen und Bevölkerung durch besondere Mittel befördern. Griechenland zum Beyspiele hatte oft einen lästigen Ueberfluß an Staatsbürgern, deren es sich durch neue Anpflanzungen entledigen mußte; mithin durfte nur von Zeit

zu Zeit es seinen Menschenbedarf berechnen und gegen die wirklich vorhandene Volksmenge in ein Verhältniß setzen, um sich eben so wohl gegen Menschenüberfluß, als gegen Menschenmangel zu sichern.

Allmähliche Entvölkerung ist Schwindsucht eines Staates, — sie entstehe nun aus innern Lastern, die unter einem Volke herrschen, oder aus andern Staatsfehlern. Dieser gefährlichen Krankheit muß der Staat gleich im Anfange widerstehen und vorbeugen, wozu das sicherste Mittel 1. die Vermehrung der Ehen, und 2. Staatsbegünstigung wegen der in einer Ehe erzeugten Kinderzahl ist. Hier sind die Völker des Alterthums unserm Zeitalter Muster geworden. —

Die Perfer wurden von ihren Königen belohnt, wenn sie viel Kinder in einer Ehe erzeugt hatten. Herodot und Strabo gedenken dieser königlichen Belohnungen. Es gab Völker, welche sehr zweckmässig verfahren, indem sie die Ehe unter die Classe der Belohnungen des Lebens erhuben. Jährlich versammelten die Samniter, ein Volk Lacedämonischen Ursprungs, (daher auch Plato ein ähnliches Gesetz in Vorschlag brachte,) ihre Jünglin-

ge zu einem Feste. Hier musterte man die Sitten, das Betragen und die Thaten der aufblühenden Hoffnung des Vaterlandes. Ihre Verdienste waren ihre Bürgertugenden und die Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet hatten. Man ging sie durch, man classificirte diese Tugenden, und nach ihnen ihre Eigenthümer. — Hier schlug dem Samnitischen Jünglinge und Mädchen und ihren Aeltern das Herz, — denn das Herz war bey der Auswahl des vorzüglichsten Jünglings im Spiele. — Der vorzüglichste Jüngling war Sieger, und seine Beute — ein Samnitisches Mädchen, dessen Auswahl ihm unter dem ganzen Volke frey stand. So wie sich die Jünglinge nach der Classification ihrer Tugenden folgten, wählte sich jeder nach der Reihe ein Mädchen zur Gattinn. Dieses Mittel wirkte zweckmäßiger als manches gekünstelte pedantische Staatsmittel, das seinen Zweck gemeiniglich verfehlt. Hierdurch wurden die Ehen befördert und zugleich wichtig; ein doppelter Staatszweck.

Auch Moses beförderte die Ehen und die Bevölkerung. Er verhieß Fruchtbarkeit als eine Gnade Gottes, und verkündigte Unfruchtbarkeit als einen Fluch. Die Mosaische Ankün-

kündigung des göttlichen Willens: seyde fruchtbar und mehret euch, verband alle Juden, und wurde jedem zum Vorwurfe, der vor dem zwanzigsten Jahre nicht geheirathet hatte. Natürlich mußte es daher für eine Schande gehalten werden, ehelos zu bleiben und keine Kinder zu hinterlassen. Daher die Klagen der Sara und Rebecca und ihre Entschlossenheit. — Nur deren Nahmen, welche Kinder erzeugt hatten, wurden in Stammtafeln aufgezeichnet; die andern ausgestrichen. Wer heirathete, war wenigstens im ersten Jahre von Kriegsdiensten frey. Auch die Verfassung, daß ihre Weiber fast Mägde waren, wurde ihnen, als einem herum ziehenden Hirtenvolke, so wie die Zahl der Kinder, die ihnen in ihren Geschäften behülflich waren, ein Antrieb zur Ehe.

Bey den Athenienfern hing nicht selten der Anspruch auf öffentliche Aemter von der Zahl der erzeugten Kinder ab; so wie der ehelose Stand bestraft wurde. Nach den Ehegesetzen Lykurgs sollte 1. kein Spartaner unverheirathet bleiben; 2. die Ehen mußten im rechtmäßigen Alter geschlossen werden; 3. die physische und sittliche Beschaffenheit der Ehe-

gatten sollte, so viel wie möglich, gleich seyn;
 4. drey erzeugte Söhne befreyeten von Bewa-
 chung der Stadt; vier, von allen Abgaben;
 5. die Mädchen mußten ohne Mitgift ausge-
 stattet werden; 6. sollte jeder nur eine Frau
 haben. So zweckmäßig diese Gesetze zur Be-
 günstigung der Ehen und der davon abhängen-
 den Bevölkerung sind, so waren doch seine
 übrigen Ehegesetze der Sittlichkeit zuwider,
 und zeugten von der Rohigkeit der Grundsätze
 seines Zeitalters. — Diese Verordnungen un-
 terstützte dieser Gesetzgeber durch die strenge
 Bestrafung des ehelosen Standes. Man führte
 nämlich den Ehefeind im Winter nackend um
 den Markt, wo Spottlieder auf ihn abgesungen
 wurden. Ausgeschlossen von den gymnischen
 Spielen, verlor man ihnen im Alter die in
 Sparta gewöhnliche Ehre des Alters. Nach dem
 Plutarch beschwerte sich kein Bürger darüber,
 als ein Jüngling vor dem ruhmvollen Feldherrn
 Dercyllidas nicht aufstand, um ihm Platz zu
 machen, sondern zu ihm sagte: ich erweise Dir
 diese Ehre nicht, weil Du keinen erzeugt hast,
 der einst wieder vor mir aufstehen könnte. —

Dafs die Deutschen Völker auf Bevölkerung
 aufmerkfamer waren, kann man aus dem Ta-

citus folgern *), und im Mittelalter ist ihr Hagestolzenrecht, — ein Recht, welches diese Erbfeinde der Ehe von der Befugniß, Testamente zu machen, und von Schenkungen unter Lebenden und Todes wegen ausschloß, und ihr Vermögen dem Fiscus zusprach, — hinlänglicher Beweis.

Auch die Römer versuchten mancherley Anfeuerungen zur Ehe. Numa Pompilius gab schon nach dem Dionys von Halikarnafs **) ein Gesetz, daß ein Vater, der seinem Sohne die Erlaubniß ertheilt hatte, eine rechtmäßige Frau zu nehmen, ihn nicht mehr verkaufen konnte. So begünstigte auch die republicanische Constitution Roms die Ehen. Die Censoren strafte die Ehelosen. Festus nennt die Strafe, welche dem öffentlichen Schatze deshalb zufließt, *aes uxorium*. Hadrian milderte nach dem Dio die Strafen nach der Kinderzahl; und mit dem Julischen und Papisch-Poppäi-

N 2

*) De morib. Germanor., Cap. 19: Numerum liberorum finire, aut — flagitium habetur etc.

**) Alterthümer, 2tes Buch.

ſchen Geſetze hat uns ſchon, ſo weit es zu unſerm Zwecke gehörte, die Geſchichte der Ehe bekannt gemacht.

Das vorzüglichſte, in allen Staaten anwendbare, Mittel, Ehen zu befördern, iſt zugleich dasjenige, welches auch außer dieſer Hinſicht überhaupt ſchon die wichtigſte Staatsangelegenheit ſeyn muß, — Verbreitung allgemeiner Volksnahrung und allgemeinen Wohlſtandes. Ein Volk, das ſeine Kinder ernähren kann, wird Ueberfluß an Ehen und Kindern haben; ein Volk, deſſen großer Theil ſich nur kärglich für ſeine Perſon ernähren kann, hat Mangel an Ehen und Kindern; es nimmt Anſtand, ſeinen kaum für ſeine Perſon hinreichenden Unterhalt mit noch Mehrern zu theilen. Dieſes iſt ſo gewiß, daß nicht nur Nahrung und Unterhalt, ſondern ſelbſt ſchon der Gegenſtand der Nahrung und der Beſchäftigung eines Volkes auf die Bevölkerung Einfluß hat. Hirtenvölker können weniger Hände beſchäftigen, weniger Menſchen ernähren. Ackerbauende Völker haben einen ſtärkern Menſchenbedarf. Schon die Hände ihrer Weiber und Kinder ſind Intereſſe für ſie. Aus eben dieſem Grunde verloren Weinländer an der

Menschenzahl, wenn der Weinbau die Acker-Cultur verdrang. Es muß demnach sogar außer jenem großen Staats-Probleme: der Verbreitung des allgemeinen Nahrungs- und Wohlstandes, — auch die Art und Beschaffenheit der Gewerbe und Volksnahrung ein Gesichtspunct der Gesetzgebung seyn.

Sollten auch keine besondere Belohnungen auf Ehe und Kindererzeugung, — bisher ohnehin gemeiniglich unsichere Mittel, — nöthig seyn: so muß jedoch der Staat es sich unablässig angelegen seyn lassen, Sittlichkeit und Tugend unter seinen Bürgern einheimisch zu machen. Ehen gründen ihre Dauer, ihre Zweckmäßigkeit für die bürgerliche Gesellschaft, in Hinsicht auf Kindererziehung und öffentliche Wohlfahrt in der Tugend. Verläßt diese die Ehen, so werden sie zwecklos; sie sind für den Staat verloren.

Um diesen Staatszweck zu erreichen, schütze und unterstütze man Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Erziehungsanstalten, begünstige Ehen in einem für sie zweckmäßigen Alter; man wache dagegen, daß nicht vernunftwidrige Modefucht sich unter Gegenstände mische, die ihrer Natur nach, so wie die Ehen, kein Ge-

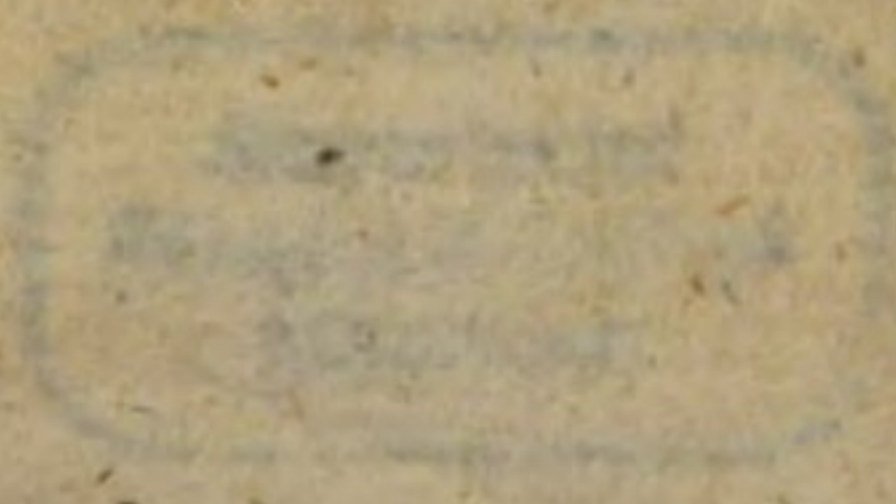
genstand der Moden find, wodurch aber das Volk zu schädlichen Vorurtheilen hingerissen wird; man gewöhne das Volk, die Naturtriebe aus einem ihrer Bestimmung gemässen Gesichtspuncte anzusehen; man verbanne alle jene öffentlichen Gegenstände, welche der Einbildungskraft eine irrige Richtung geben, und schon oft dem besten Jünglinge, dem besten Mädchen Gift geworden sind; man verachte das Laster in jeder Gestalt, — und ehre in jeder Gestalt Tugend und wahre Religion.

Halle,

gedruckt bey Fr. Aug. Grunert.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mostly illegible due to fading and the texture of the paper.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mostly illegible due to fading and the texture of the paper.



Bibl. erot.
Fr. Krenneri.

2453 . . .

XX

VIII. 83

XI. 84

VII. 86

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

Volkmar, Friedrich Nathanael, / Schwetschke, Karl August, / Grunert,
Friedrich August,

Philosophie Der Ehe

Halle 1794

Ph.pr. 1247 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042176-3

VD18 11623020